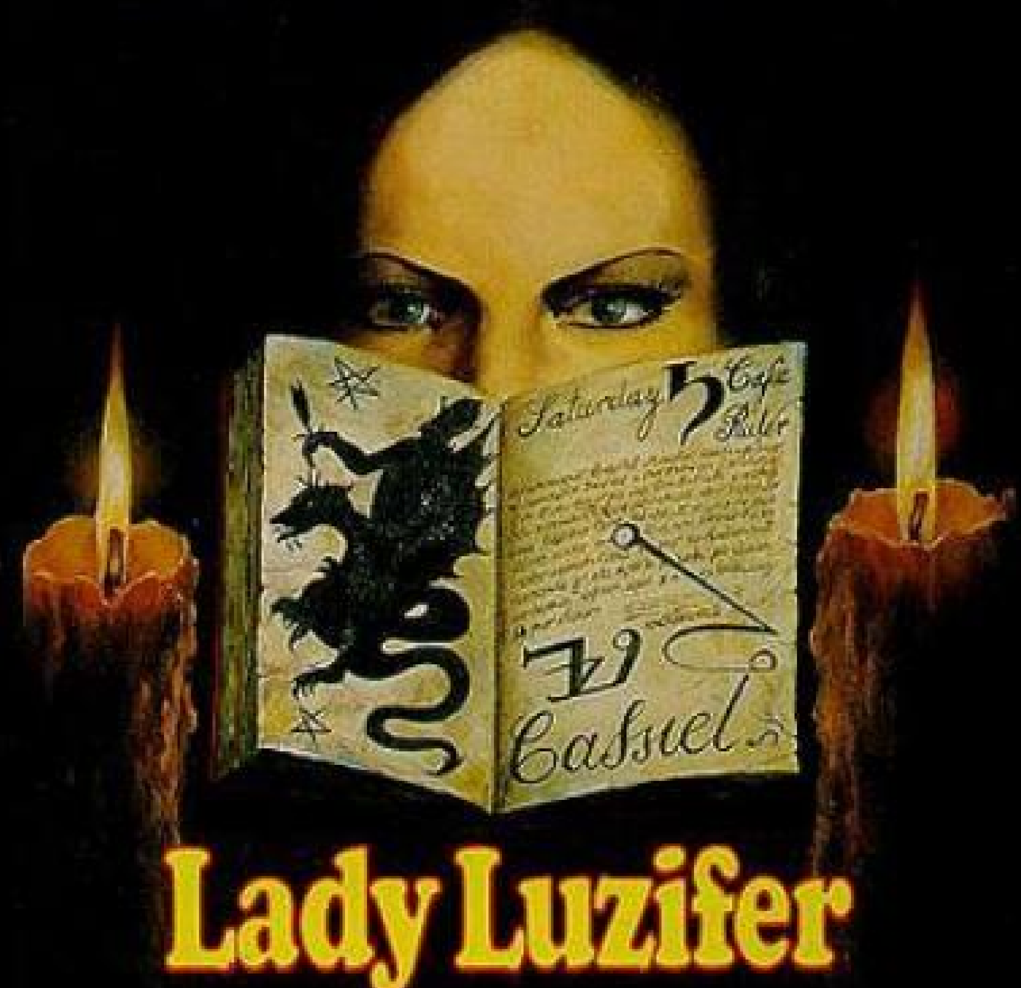
2,00 DM / Band 775
Schweiz Fr 2,00 / Österr. S 16

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Lady Luzifer

Frankreich F 9,00 / Italien L 2300 / Niederlande f 2,00 / Spanien P 200



Lady Luzifer

John Sinclair Nr. 775

von Jason Dark

erschienen am 11.05.1993

Titelbild von Garciolo

Sinclair Crew

Lady Luzifer

Sie war nackt, sie war einsam, und sie bekam plötzlich Angst. Dabei hatte sie gewußt, daß er ihr einmal seine Rechnung präsentieren würde, doch sie hatte den Gedanken stets verdrängt.

Heute würde er kommen. Und Deborah Taft hatte zu warten!

Als Treffpunkt hatte er sich einen besonderen Ort ausgesucht, den Club. Leer sollte er sein, bis eben auf eine Person. Da Deborah der Club gehörte, hatte es ihr keine Schwierigkeiten bereitet, die Mädchen nach Hause zu schicken. Von einem Betriebsausflug ohne Chefin hatte sie gesprochen.

Nackt im Club.

Nackt auf ihn warten.

Auf wen? Auf einen Mann? Sie lachte, als sie daran dachte. Wer wußte schon, ob er ein Mann war.

Sie lachte auch deshalb, weil sie sich kaum noch daran erinnern konnte, wann sie es zuletzt mit einem Kunden getrieben hatte. Das lag alles so weit zurück. Heute arbeiteten die Mädchen für sie, und sie kassierte nur.

Der Club war in. Er lief gut. Besucher von Messen und Kongressen hatten die Adresse an Freunde weitergegeben, und so konnten sich die Taft und ihre Mädchen über Kundenmangel nicht beklagen.

Ihr gehörte der Club, doch er war mit seinem Geld finanziert worden. All diese Talmi-Pracht, der Marmor, das unechte Gold, das wie echt aussah, und all die anderen Kleinigkeiten, die den Kunden den Luxus vorgaukelten.

Luxuriös waren einzig und allein die Preise. Sowohl die für die Mädchen als auch die für die Getränke. Die Gäste gehörten nicht zu den ärmsten Menschen. Manchmal zahlten auch die Firmen.

Schließlich mußten gute Geschäftsabschlüsse entsprechend gefeiert werden.

Die Taft fragte sich, was der Besucher von ihr wollte. Er hatte von ihr verlangt, den Club zu schließen, und zwar für die Dauer von einer Woche. Darauf hatte sie sich nicht eingelassen und den Mädchen nur einen Tag freigegeben. Der Umsatzverlust wäre erstens zu groß gewesen, und zweitens hätte sie Stammgäste erschreckt, die womöglich an ein polizeiliches Schließen gedacht hatten. Nein, nein, ein Tag mußte reichen.

Sauna war nicht der richtige Ausdruck für die Räume, aber die Begriffe Sauna und Club hatten sich nun mal so eingebürgert, und daran konnte die Taft nichts ändern.

Sie wartete in der Bar, in Sichtweite eines Pools. Da sie an der Theke auf den schwarzen Hockern mit dem roten Lederbezug saß, konnte sie auch den Pool überblicken, der sich direkt an die Bar anschloß. Man vergnügte sich im warmen Wasser, man ging auch oft gemeinsam in den Whirlpool, um sich anschließend in gewisse Räume zurückzuziehen, die Deborah als historische Spielwiesen bezeichnete. Jeder Raum war anders eingerichtet. Das fing bei den alten Römern an und hörte bei der Nummer im UFO auf. So jedenfalls war das Bett konstruiert worden.

Er kam noch immer nicht.

Sie ärgerte sich darüber. Und sie ärgerte sich, daß sie nackt war. Zwar trug sie die hochhackigen, schwarzen Lackschuhe, ansonsten war ihr Körper frei, und sie sah sich selbst in den zahlreichen Spiegeln an den Wänden. Das sollte sich ändern. Sie griff nach dem Mantel aus chinesischer Seide und hängte ihn sich über. Lässig verknotete sie den Gürtel. Dann trat sie hinter die Bar und lauschte dem Summen der

Kühlung. Das brachte sie auf die Idee, einen Schluck Champagner zu trinken. Sie schaute zu, wie das edle Gesöff in das hochstielige Glas perlte, nahm den ersten Schluck, den zweiten und zündete sich dann eine Zigarette an.

Er hatte ihr keine Uhrzeit genannt, und das ärgerte sie. Irgendwann am Nachmittag wollte er erscheinen, und sie hatte sich eben bereitzuhalten.

Deborah war wütend. Allerdings würde sie ihm das nicht zeigen, wenn er kam. Auf keinen Fall durfte sie das tun, denn schließlich hatte sie ihm viel zu verdanken.

Sie trank wieder. Mit dem halbleeren Glas in der Hand durchwanderte sie die Bar und lauschte dem Echo ihrer Schritte. Die hohen Absätze berührten die Fliesen mit lauten Geräuschen, und sie blieb dort stehen, wo die Glaswand den Bereich zwischen Bar und Pool abtrennte.

Die Frau schaute auf das Wasser. Der Pool wurde von innen beleuchtet und gab der Füllung zusammen mit den Fliesen einen türkisfarbenen Schein. Auf der Oberfläche bewegten sich leichte Wellen. Sie schaukelten dort, und Deborah dachte an die zahlreichen Feste, die dieser Pool schon erlebt hatte. Das war ein Irrsinn gewesen. Wer hier war und ein derartiges Fest miterlebt hatte, der vergaß es nicht, der war süchtig nach einer Wiederholung, was er immer haben konnte, denn Deborah sorgte stets dafür, daß ihre Mädchen gut darauf waren. Es gab da so einige Mittelchen, die man nehmen mußte, sonst stand man diesen Job nicht durch.

Zum erstenmal fühlte sie sich allein. Deborah schaute auf den Pool, und ihr war plötzlich klar, wie einsam sie wirklich war. Kein Trubel, keine Stimmen, kein Lachen, keine Korken, die aus den Champagner-Flaschen schossen, nur diese bedrückende Stille und eben das Warten auf ihn.

Sie zweifelte nicht daran, daß er kommen würde. Irgendwann stand er plötzlich da. Er hatte ja Macht, er war derjenige, der…

Ihre Gedanken irrten ab. Sie wollte sich nicht in Theorien verlieren. Es waren nur zwei Wege möglich. Entweder man stand zu ihm, oder man war gegen ihn.

Sie war auf seiner Seite.

Sie verdankte ihm nicht nur viel, sondern alles. Und sie würde dafür bezahlen müssen.

Tief holte sie Luft. Das Glas war leer. Sie hatte kaum mitbekommen, wie schnell sie getrunken hatte. Irgend etwas stimmte nicht mehr. Deborah spürte es im Kopf. Da war ein so ungewöhnlicher Druck, vielleicht ein Wissen.

Tief holte sie Atem - und wußte im selben Augenblick, daß sie nicht mehr allein war.

Sie spürte ihn. Er war gekommen, doch sie sah ihn noch nicht. Kein Spiegelbild in der Trennscheibe, doch über ihren Nacken und dann den Rücken hinab glitt ein Schauer des Wissens. Ihre Hände fingen an zu zittern. Plötzlich hatte sie ein schlechtes Gewissen, oder war es Angst?

Die Taft wußte es nicht. Sie nahm den Geruch wahr, der so gar nicht zu ihrem Etablissement paßte.

Er war streng, ein wenig scharf und rauh ätzend.

Er stammte von ihm.

Ihre Finger waren feucht geworden. Das Glas rutschte daran entlang. Sie konnte es nicht mehr länger halten und wollte es auch nicht. Es fiel zu Boden und zerbrach. Sie schaute ihm noch nach und sah, wie sich die Scherben verteilten. Dabei kam es ihr vor, als würden diese Dinge im Zeitlupentempo geschehen.

Kälte kroch über ihre Schultern hinab. Die Taft wußte genau, daß sie ihn sehen würde, wenn sie sich umdrehte. Sie dachte an die erste Begegnung, auch daran, daß sie ihm hörig gewesen war. Sie hatte sich ihm hingegeben, er hatte mit ihr wahnsinnige Dinge angestellt und ihr seinen Atem eingehaucht.

Wie würde er ihr gegenübertreten? Freundlich, nett, oder eingepackt in diesen eiskalten Zynismus.

Keine Ahnung, dachte sie.

Sie hörte das Lachen.

Für einen Moment schloß sie die Augen und öffnete sie wieder während ihrer Drehung.

Dann sah sie ihn - ihren Geliebten oder einfach nur den Teufel!

***

Er lächelte eigentlich immer, wenn er sie traf. Er würde auch noch lächeln, wenn er auf dem Fleisch seiner Opfer kaute oder irgendwelche anderen schlimmen Dinge tat. Er war nun mal so. Zumindest bei ihr.

Er hatte auch Augen. Mit denen schaute er sie an. Es waren sezierende Blicke, sie drangen tief in sie ein. Sie fühlte sich unter diesen Blicken nackt und verloren, und sie merkte wieder einmal, welch eine Macht davon ausging.

Dabei sah er gut aus. Ein Gentleman der jüngeren Generation. Schwarzes Haar, ein sonnenbraunes, gutgeschnittenes Gesicht, der dunkelblaue Abendanzug saß perfekt, das Hemd war blütenweiß, die Schuhe geputzt. Sie glänzten wie schwarze Spiegelflächen.

Er lächelte noch immer. Die Taft spürte dieses Lächeln wie eine Säure, die durch ihre Adern lief.

Sie konnte sich nicht erklären, weshalb sie vor einem lächelnden Mann hätte Angst haben sollen, das war bei ihr nie der Fall gewesen,

doch vor ihm fürchtete sie sich, weil sein Lächeln so kalt war, so ohne Gefühl, einfach in das Gesicht hineingemalt, und es war ein Lächeln, das Macht ausströmte.

»Hi, Debbie«, sagte er. »Hast du lange auf mich gewartet?«

Nur keine falsche Antwort jetzt! schoß es ihr durch den Kopf. Nur keine falsche Antwort. »Ja, ich habe gewartet.« Sie probierte es einfach und hoffte auf eine positive Reaktion.

Seine Augenbrauen bewegten sich, zogen sich zusammen. »Das ist mir zu wenig«, flüsterte er. »Du hast gewartet und dich nicht nach mir gesehnt?«

Die Taft stöhnte auf. Teilweise auch vor Wut. Dieses Machogehabe widerte sie an, aber vor ihr stand der Teufel und nicht irgendwer. Und dem war sie unterlegen.

»Nun?«

»Ich wollte, daß du kommst«, sagte sie. »Ich wollte es. Ich… ich habe es herbeigesehnt.«

Er nickte, er lächelte wieder, er kam näher. Die Taft wäre gern zurückgegangen, was ihr aber nicht möglich war, denn hinter ihr befand sich die Glaswand, und die stoppte sie.

Dicht vor ihr blieb er stehen. Er beugte sich herab, und die Frau wußte, was sie zu tun hatte. Sie legte den Kopf etwas schief und öffnete ihren Mund.

Er küßte sie.

Sie schmeckte seine Lippen. Zuerst weich, nachgiebig, doch sie begannen sich zu verändern. Sie wurden härter und gleichzeitig auch rauher. Sie spürte die Einkerbungen und nahm auch den anderen Geschmack wahr. Irgendwelche Schwefelverbindungen. Er hatte sie umfaßt. Sein Griff war hart.

Der rechte Arm umschlang ihren Körper, die linke Hand wanderte und zerrte ihr mit einem Rock das Kleidungsstück vom Leib. Er schleuderte es weg, löste seinen Mund von ihren Lippen und ließ sie los.

Deborah Taft taumelte zurück. Sie atmete heftig und hatte Mühe, sich zu fangen. Ihr schwindelte.

Jetzt war sie froh, von der Glaswand gestützt zu werden.

»Hatte ich dir nicht gesagt, daß du mich nackt erwarten solltest?«

»Stimmt.« Sie nickte und rang gleichzeitig nach Atem.

»Warum hast du es nicht getan?«

Die Taft stemmte sich hoch. Ihre Augen brannten, die Lippen ebenso. Es war alles so anders, sie strich durch ihr Haar und sagte schließlich: »Mir war kalt.«

»Aha.«

»Ja, kalt.«

Der Teufel drehte sich um. Es geschah mit der geschmeidigen

Bewegung eines Tänzers. Ohne sich umzudrehen, ging er zur Bar und nahm auf einem der Hocker Platz.

Deborah folgte ihm wie eine gehorsame Hündin ihrem Herrn. Auch das ärgerte sie, gleichzeitig aber spürte sie auch, daß sie sich der Faszination dieser Gestalt nicht entziehen konnte. Der Kuß hatte wieder die Wildheit in ihr geweckt. Er hätte mit ihr alles machen können, alles…

Er wartete und bewegte seinen rechten Zeigefinger, als er ihr winkte. »Setz dich neben mich und dreh den Hocker so, daß ich dich anschauen kann, Süße.«

Auch das tat sie.

Er schaute sie an. Es waren nur seine Blicke, die über den nackten Körper glitten, doch die Taft hatte das Gefühl, Berührungen zu erleben und bewegte sich unruhig. Er soll mich anfassen! dachte sie. Er soll es mir, verdammt noch mal, besorgen.

Er tat es nicht.

Statt dessen sprach er wie ein normaler Gast, der lange Zeit nicht mehr im Club gewesen war. »Du siehst gut aus, Deborah. Wirklich, du siehst gut aus. Du hast dich wunderbar herausgemacht, das muß ich dir sagen. Nicht mal älter bist du geworden.«

Schmeichelnde Worte, die bei der Taft auf fruchtbaren Boden fielen. Sie drehte den Kopf zur Seite und wurde tatsächlich noch rot dabei. »Hör auf mit der Schmeichelei…«

»Es ist kein Schmeicheln. Ich sage die Wahrheit. Dein Haar ist schwarz wie früher, die Haut ist jugendlich glatt, das Gesicht gleicht dem einer Madonna, es ist alles so regelmäßig. Du hast einen schönen Mund, eine gerade, nicht zu große Nase, und deine Augen sind von einem faszinierenden Blau, als würde darin ein gefärbtes Feuer strahlen. Du bist einfach faszinierend…«

»Hör auf, bitte…«

Der Teufel hörte nicht auf. Er bestimmte, wann Schluß war. Er kam auf ihren Körper zu sprechen, der ebenfalls phantastisch war und lobte ihre Brüste, die noch so fest waren.

Die Taft merkte, wie sie unter den Worten zerfloß. Sie sehnte sich nach ihm, sie schaute ihn gierig an, als wollte sie sich jeden Augenblick auf ihn werfen. Seine Worte machten sie scharf, weil sie den Eindruck hatten, von ihnen wie mit Händen berührt zu werden, bis er die Frage stellte, die sie ernüchterte.

»Wem verdankst du diese Perfektion, meine Liebe?«

Für einen Moment schloß sie die Augen. Die Nachwirkungen der Schmeicheleien verwandelten sich in einen Eisschauer, der durch ihre Adern kroch und sich dort festsetzte. Er hatte sie wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt. Ein leises Klopfen störte sie. Der Teufel schlug mit den Fingern einen Takt auf die Bartheke, und er

wartete begierig auf eine Antwort.

»Dir«, flüsterte die Taft, »dir verdanke ich es. Du bist derjenige, der mich geformt und mir die Schönheit gegeben hat. Ist es das, was du hören wolltest?«

»Ja, du bis sehr ehrlich.«

»Ich weiß, was ich dir schuldig bin.« Wie in Demut senkte sie bei dieser Antwort den Kopf.

»Wobei wir beim Thema wären!« sagte er und sprach nun wie ein Geschäftsmann, der zu einer Verhandlung zu ihr gekommen war.

Verflogen war der Zauber, die Realität hatte sie wieder eingeholt. Die Taft hob den Kopf und schaute den Teufel an. Wieder lächelte er. Diesmal noch anders. Es war plötzlich teuflischer geworden, hinterlistiger, auch diabolisch. Gleichzeitig veränderten sich die Augen. Waren sie vorhin noch dunkel gewesen, so sahen sie nun aus wie Flammen, die noch nicht ihren Zenit erreicht hatten.

Ein düsteres Feuer gloste in den Pupillen. Die Taft fühlte sich unwohl, das Feuer breitete sich auch auf ihrer Haut aus. Sie kam sich vor wie jemand, die brannte.

Er faßte sie an. Seine Finger waren lang und grün. Sie fanden auf ihrer nackten Haut das Ziel, und vor ihren Augen verwandelten sie sich in dunkle Krallen.

Sie drückte sich zurück.

Die Hände strichen weiter, erforschten sie, und die Taft schloß die Augen. Die Finger waren wie Messer, und ebenso scharf klangen die Worte. »Ich habe mich an dich erinnert und daran, welchen Dienst ich dir erwiesen habe. Jetzt will ich etwas von dir. Nicht deine Seele verlange ich, nein, um die werde ich mich irgendwann kümmern. Du sollst nur für mich in die Bresche springen, zwei oder auch mehrere Tage, für mich da sein und genau das tun, was ich verlange.«

Deborah hielt die Augen weiterhin geschlossen und den Kopf zurückgelegt. Die Finger berührten sie noch immer. Sie waren allerdings dicht unter dem Kinn zur Ruhe gekommen. »Wohin soll ich mit dir gehen?« hauchte sie flüsternd.

»Nein, nicht mit mir. Ich lasse dich allein. Du wirst gehen, aber ohne mich.«

Die Taft schluckte. Sie war plötzlich erleichtert, obwohl sie sich nach dem Teufel sehnte und mit ihm Dinge tun wollte, an die sie sich mit einem wohligen Schaudern erinnerte. »Muß ich weit weg?«

»Nein, du kannst in London bleiben.«

»Ist es ein Kunde?« fragte sie, weil sie noch immer in ihren »beruflichen« Kategorien dachte.

»Vergiß deinen Job, damit hat es nichts zu tun. Es ist anders, ganz anders, meine Liebe.« Seine Stimme schmeichelte wieder, und die Taft öffnete die Augen.

Der Teufel war normal. Der perfekte Mann mit völlig normalen Händen. Er hatte keine Krallen.

»Ich werde dir alles erklären, Goldstück«, sagte er mit sanfter Stimme. »Du wirst bestimmt begeistert sein, denn ich verlange nicht viel von dir.«

Deborah nickte.

Der Teufel berichtete. Er sprach mit seiner seidenweichen und dennoch volltönenden Stimme. Er erklärte ihr alles haargenau, und je länger er sprach, desto gespannter und erwartungsvoller wurde sie, bis sie schließlich, als er seinen Wunsch beendet hatte, sogar begeistert war, was der Teufel auch merkte und deshalb fragte: »Freust du dich?«

»Ja!« Sie jubelte die Antwort heraus. »Ich freue mich. Es ist wie ein Born, eine Quell des Lebens.«

»Das habe ich auch gemeint.«

»Und ich habe freie Hand?«

»Natürlich.«

»Ich kann alles machen?« In ihren Augen blitzte so etwas wie eine gefährliche Sucht.

»Alles.«

Die Taft senkte den Blick. »Du hast mir etwas von dir gegeben, ich spüre es…«

»Meine Kraft.«

»Aber nicht alles?«

Er lachte gellend. »Nein, das nicht. Das werde ich dir auch nicht geben. Du tust es für mich und für deine Schönheit. Du weißt, daß ich dich manipulieren kann.« Wieder stieß er ihr ein häßliches Lachen entgegen. »Schönheit und Verfall liegen oft dicht beieinander. Schau mich an, da wirst du es genau sehen…«

Er fing an, sich zu verändern. Seine Haut platzte auf. Es waren zahlreiche kleine Löcher entstanden, aus denen kein Blut quoll, sondern eine graue stinkende Flüssigkeit mit der Dicke von Sirup. Dieser Satan bot einen Anblick des Ekels, denn die Flüssigkeit sonderte einen so widerlichen Gestank ab, wie Deborah ihn noch nie zuvor gerochen hatte. Sie konnte sich einfach davor nur ekeln.

Das Gesicht zerfiel. Die Augen rollten aus den Höhlen, sie hingen noch an Fäden, die Lippen zerplatzten, die Hände waren längst zu weichen, grauen Klumpen geworden, und in der Brust klaffte ebenfalls ein Loch, aus dem Schlamm sickerte.

Im Gesicht oder dort, wo es einmal gewesen, bildete sich ein Dreieck mit bösen Augen und einem breiten Maul. Das wahre Gesicht des Satans. Eine surrealistische Fratze, sie sich innerhalb des grauen Schlamms abzeichnete. Die Masse bewegte sich, als bestünde sie aus einem Heer von Würmern.

Sie wallte, sie quoll, die drehte sich zusammen, sie bildete Wolken,

sie war glasig und doch nicht einsehbar, und sie hatte den gesamten Körper erfaßt. Sie quoll über den Hocker hinweg, drückte sich in langen, schleimigen Fäden zu Boden. Fäden, die, wenn sie auf Widerstand getroffen waren, sich zu Klumpen verformten.

Die Taft saß da, ohne sich zu rühren. Sie erlebte das Grauen hautnah mit, ohne jedoch von ihm berührt zu werden. Sie glotzte nur in das Gesicht, wo sich unter der schleimigen Haut das wahre Gesicht des Satans abzeichnete. In den glänzenden Augen spiegelte sich die ganze Bösartigkeit der Hölle.

Sie hörte ein scharfes Lachen. Eine kratzige Wolke, die nach alten, vermoderten Gewürzen stank, nahm ihr den Atem. Etwas wölkte hoch, gewaltiger Dampf, stinkend und ätzend, dann war er verschwunden.

Nichts mehr…

Ein leerer Sitz an der Bar. Keine Schleimspur, nur mehr der leichte ätzende Geruch wie von einem erkalteten Feuer ausgeströmt. Den letzten Gruß des Satans vernahm sie trotzdem. Aus dem Unsichtbaren klang ihr das scharfe Lachen entgegen, das von seiner Stimme abgelöst wurde, die Deborah noch einmal an ihre Aufgabe erinnerte.

»Mach sie nicht nur gut, sondern sehr gut!« riet er ihr. »Es ist in deinem eigenen Interesse…«

Die Taft gab keine Antwort. Sie blieb an der Bar sitzen. Sie wollte nachdenken, das schaffte sie erst nach einer Weile, und sie mußte sich eingestehen, daß sie Schlimmeres vom Besuch des Teufels erwartet hatte. Was er von ihr verlangt hatte, war nicht weiter tragisch. Im Gegenteil, je länger Deborah darüber nachdachte, um so mehr freute sie sich darauf.

Es würde ihr Spaß machen, bestimmt.

Und am Ende dieses kleinen Spaßes stand ein besonderes Ziel - der Tod!

***

Jane Collins wuchtete den letzten Koffer auf den kleinen Gepäckwagen, wischte über ihre Stirn, weil sie ins Schwitzen geraten war, und schüttelte den Kopf. »Mein Gott, Sarah, das ist ja der helle Wahnsinn!«

»Wieso?« erkundigte sich die Horror-Oma unschuldig.

»Wie lange willst du verreisen?«

»Eine Woche.«

»Und dein Gepäck?«

»Hör auf, Jane, das brauche ich eben.«

Die Detektivin nickte ergeben. »Ja, ich weiß, du brauchst es. Aber du wirst etwas zuzahlen müssen, wenn wir es gleich wiegen lassen. Da sind die Fluggesellschaften eisern.«

Sarah Goldwyn, auch Horror-Oma genannt, winkte ab. »Mach dir da

mal keine Sorgen, Kindchen. Bei mir geht alles glatt, und die paar Pfund machen mich nicht ärmer.«

»Ja, ich weiß.«

Beide Frauen, die eine jung, die andere alt, aber im Herzen jung geblieben, hielten sich in der Abflughalle des Londoner Airports Heathrow auf und warteten auf die Maschine nach Barcelona, die in gut neunzig Minuten starten sollte.

Lady Sarah hatte sich entschlossen, nach Spanien zu fliegen, denn dort gab es jedes Jahr ein Horror-Film-Festival, das sie sich diesmal nicht entgehen lassen wollte. Immer wieder war etwas dazwischengekommen, hatte sie sich auch überreden lassen, nicht zu fliegen, doch nun kannte sie kein Pardon mehr, sie wollte fliegen, und sie würde auch fliegen.

Jane Collins nicht. Obwohl die Horror-Oma sie tagelang bekniet und auch gestichelt hatte, war Jane nicht davon zu überzeugen gewesen. Es hatte in ihrem Leben genug Horror gegeben, und es gab ihn immer noch. Da konnte sie auf Horrorfilme verzichten.

Sarah Goldwyn wollte es nicht, und so blieb die eine in London, und die andere flog nach Spanien.

»Zwei Koffer und zwei Taschen«, sagte Jane. Sie schüttelte den Kopf. »Was hast du denn alles eingepackt?«

»Nicht nur Kleidung.«

»Sondern?«

Lady Sarah lächelte. »Auch einiges an Informationsmaterial. Und du weißt selbst, wie wertvoll meine alten Bücher sind. Ich habe ja nun alles gesammelt, was auf diesem Gebiet erschienen ist, wenn du verstehst.«

»Klar, sicher.«

»Es sind doppelte Bücher und Filme. Ich weiß, daß es in Sutges eine Börse gibt. Ich werde da kaufen und tauschen, mich mit neuem Material eindecken und so weiter…«

»Richtig. Und so weiter.«

»Das beziehe ich auf meinen kleinen Urlaub, den ich noch anhängen werde. Sind ja nur zwei Tage.«

Jane mußte lächeln. Wenn sie daran dachte, wie alt Sarah Goldwyn, war, dann konnte sie vor soviel Energie nur Respekt haben. Das war eigentlich unfaßbar. Sarah Goldwyn schien immer jünger zu werden, sie lebte auf, sie war einfach wunderbar, aber das hatte Jane schon oft genug gesagt.

Und sie war ein Original. Nicht nur was ihre Ketten anging, die in mehreren Reihen vor ihrer Brust hingen, nein, sie hatte ein offenes Ohr für alle Menschen, und sie wurde selbst von Jugendlichen respektiert, wenn sie die entsprechenden Filme besuchte.

Ein Hut gehörte auch zu ihrem Markenzeichen. An diesem Tag hatte

sie sich für einen violetten Stoffhut entschieden. Die Krempe wirkte wie ein Tellerrand. Über ihr Wollkleid hatte sie einen Staubmantel gestreift und den Riemen der großen Handtasche quer über ihre Schulter gehängt.

»Du kannst es dir ja noch einmal überlegen, Jane.«

»Nein, nein, ich bleibe hier in London. Schließlich muß jemand auf dein Haus aufpassen.«

»Das ist nicht wichtig.« Sarah winkte ab. »Etwas anderes interessiert mich viel mehr.«

»Was, bitte?«

Sarah ging so weit vor, bis sie Janes Hand berühren konnte. »Wer paßt auf dich auf, Kind?«

Jane hatte lachen wollen, ließ es jedoch bleiben, als sie sah, wie ernst Sarah die Frage gemeint hatte.

»Ich kann sehr gut auf mich selbst achtgeben, das weißt du?«

»Weiß ich das wirklich?«

»Ja.«

Sie wiegte den Kopf. »Komisch, aber ich habe doch ein ungutes Gefühl, wenn du so allein bist.«

»Hör auf, das brauchst du nicht.«

»Denk an Asmodis.«

»Nein, nicht mehr!«

»Er hat nicht vergessen, wie sehr du ihn enttäuscht hast. Er verfolgt dich mit seinem Haß. Er ist ein… ein… ich weiß nicht, wie ich es sagen soll und…«

Jane machte Nägel mit Köpfen. Sie schob den Gepäckwagen einfach weiter und ließ Sarah stehen.

Um Jane einzuholen, mußte sich die Horror-Oma beeilen. Während sie neben ihr herging, fing sie an zu schimpfen und erklärte auch, daß sie es nur gut mit Jane meinte.

»Das weiß ich doch.«

»Dann solltest du mir zustimmen.«

Jane bewegte den Kopf und schaute nach vorn, weil sie den Schalter der British Airways suchte, wo sie einchecken konnten. Die Horror-Oma, eine mehrfache Witwe, hatte stets von den Vermögen ihrer verstorbenen Männer profitiert und konnte beim besten Willen nicht als eine arme Frau angesehen werden, auch wenn es bei ihr äußerlich so wirkte. Sie brauchte nicht viel Geld, okay, ihr Hobby war kostspielig, doch sie liebte keinen Prunk, und sie gehörte zu den Menschen, die viel spendeten. In zahlreiche wohltätige Organisationen war sie als Ehrenmitglied aufgenommen worden, doch wenn sie schon flog, dann gönnte sie sich einen Flug in der ersten Klasse. Dieses Eincheckpult war leer, sie wurden von einer freundlichen Dame in der Uniform der Fluggesellschaft angelächelt, und als Jane das Gepäck

neben dem Schalter auf das Transportband stellte, da verschwand das Lächeln der Frau.

»Das kostet aber mehr«, sagte sie. »Der Koffer hat Übergewicht.«

»Wissen wir.«

Lady Sarah zeigte ihr Ticket, bat um einen Nichtraucherplatz, den sie auch bekam, und mußte wenig später tatsächlich einiges dazuzahlen, was sie nicht störte. Mit einem spitzbübischen Lächeln nahm sie es hin, denn sie war froh, all die Bücher mit nach Spanien nehmen zu können. Bestimmt würden die meisten dort auf großes Interesse stoßen.

Jane schaute auf die Uhr. »Wir haben noch Zeit. Wie wäre es mit einem Kaffee?«

»Oder Tee.«

»Auch das, komm.« Sie legte einen Arm um die Schultern der Horror-Oma und steuerte mit ihr zusammen die nächste Bar in der Halle an, wo es auch Kaffee gab.

Sarah bestellte Tee, die Detektivin blieb beim Kaffee. Sie unterhielten sich ausführlich und Jane sprach natürlich auch über John Sinclair, von dem sie schön lange nichts mehr gehört hatte.

»Sei froh, daß du in keinen seiner Fälle mit hineingezogen worden bist.«

»Bist du es denn? Oder wärst du es?«

Die Horror-Oma schmunzelte. »Ich weiß ja, worum sich die letzten Dinge gedreht haben. Ich denke da an den Knochen-Sessel. Wir haben miteinander telefoniert, und da will ich dir ehrlich sagen, daß ich mich gern hineingehängt hätte.«

»In den Sessel?«

»Klar doch.«

Jane schüttelte den Kopf. »Hör nur damit auf, Sarah. Er ist verdammt gefährlich. Frag Suko, der kann ein Lied davon singen. Ich glaube nicht, daß der etwas für uns ist.«

»Er steht ja auch nicht in Johns Wohnung.«

»Eben.«

»Ich könnte ja auf dem Rückflug in Südfrankreich Station machen«, murmelte Lady Sarah und lächelte dabei spitzbübisch. Vor allen Dingen auch deshalb, weil sie Janes entsetztes Gesicht sah, denn die wußte genau, daß Sarah so etwas fertigbringen würde. »Gute Idee, nicht?«

»Nein, gar nicht.«

»Warum nicht?«

»Laß die Templer und den Abbé in Ruhe. Das ist wohl nicht mehr deine Sache.«

»Aha, ich bin dir also zu alt.«

»Das habe ich nicht gesagt.«

Sarah hob den Zeigefinger. »Indirekt, Jane.«

»Nein, nein.« Jane nahm einen Schluck aus der Tasse. Der Kaffee schmeckte ihr nicht besonders, und sie brauchte ihn auch nicht auszutrinken, denn es wurde Zeit für die Horror-Oma. »Ich glaube, wir müssen so langsam an den Abschied denken.«

»Ja, das stimmt schon.«

Sie würde in einen Bereich gelangen, der Jane, die kein Ticket besaß, verschlossen blieb. Sie mußten sich also vorher verabschieden, und Sarah bat darum, daß Jane nach Hause fuhr. »Bleib nicht mehr länger. Die Maschine startet auch ohne daß du ihr hinter herschaust.«

»Klar.«

Wenig später umarmten sie sich. Jane Collins wünschte der Horror-Oma alles Gute, tolle Tage, auch noch zwei schöne Urlaubstage, und sie spürte dabei tatsächlich, wie ihre Kehle eng wurde.

Das hatte auch Lady Sarah gemerkt. »Was ist denn nur los, Kind? Du wirst doch nicht etwa weinen wollen?«

»Nein, mir ist nur etwas ins Auge geflogen.«

»Dann ist es okay.«

Jane winkte noch, bis Lady Sarah hinter der Kontrollschleuse verschwunden war.

Nachdenklich ging sie zurück. Sie kam sich plötzlich allein vor. Und im Haus würde sich das Gefühl noch verstärken, davon ging sie einfach aus. Es war das erstemal, daß sie allein blieb, und sie fühlte sich etwas wie ein Kind, das diesen Versuch auch zum erstenmal unternahm. Sie lachte dann und schalt sich selbst eine Närrin.

Der Wagen stand auf einem Parkplatz. Jane hatte genügend Geld in die Uhr geworfen, um zwei Stunden parken zu können. Als sie im Wagen saß und in den Innenspiegel schaute, sah sie, daß ihr Make-up um die Augen herum zerlaufen war. Komisch, dachte sie, daß mir die Woche so nahe geht.

Sie startete.

Der Weg zurück in die City von London gestaltete sich wie immer sehr schwierig. Der Verkehr verdichtete sich nahe der Stadt und ballte sich in London regelrecht zusammen, das kümmerte sie heute nicht, sie hatte Zeit.

Und sie kannte sich aus, so daß sie die größten Staus umfuhr. Lady Sarah und Jane Collins lebten in Mayfair, einem relativ ruhigen Stadtteil. Manche sahen ihn wegen der alten Häuser auch als ehrfürchtig an. Entsprechend hoch waren die Grundstückspreise, zudem lag dieser Ortsteil zur City selbst ideal.

Lady Sarahs Haus stand in einer ruhigen Straße mit Baumbestand und ziemlich großen Grundstücken. Lady Sarah selbst hatte auf einen Hintergarten verzichtet, ihr reichte der Vorgarten durchaus aus, um die wechselnden Jahreszeiten beobachten zu können.

Den Weg durch Mayfair kannte sie im Schlaf. Sie wußte auch, wo sie ihren roten Golf abzustellen hatte, genau in den Parkplatz zwischen zwei Bäumen, und das war alles geregelt.
Dann sah sie die Frau.
Leider zu spät!
Wie aus dem Nichts war sie erschienen und lief auf die Straße. Jane bekam noch mit, daß sie über den Bordstein stolperte, bevor sie genau in ihre Fahrtrichtung hineinfiel.
Das Tempo war nicht hoch. Jane bremste sofort ab. Sie hörte den Aufprall, als der Wagen mit dem Körper zusammenstieß. Für einen Moment blieb sie sitzen, das Blut war aus ihrem Gesicht gewichen, und sie dachte an ein verdammt böses Omen…

***

Es hatte wohl keine weiteren Zeugen gegeben, jedenfalls liefen keine Menschen zusammen. Das sah Jane, als sie die Tür aufdrückte und ihr Auto verließ. Sie mußte sich abstützen, denn durch den Schock hatte sie weiche Knie bekommen. Wie eine Greisin schlurfte sie um die Ecke der Kühlerhaube herum, darauf eingestellt, eine verletzte und schwerverletzte Person vor der Stoßstange liegen zu sehen, und in etwa traf dies zu, auch wenn Jane die Frau nur durch einen Schleier sah und zudem das Gefühl hatte, einen einzigen Blutfleck zu sehen, was nicht stimmte, den das Blut stellte sich sehr bald als ein hellrotes Kostüm heraus, das die angefahrene Frau trug.
Sie saß auf dem Boden. Jane hörte sie leise stöhnen und atmen. Sie hielt sich das rechte Bein. Ihr Gesicht war leicht verzerrt, und sie drehte den Kopf, als der Schatten der Fahrerin über sie fiel.
Beide Frau schauten sich an.
Jane schwitzte. Sie zitterte, konnte kaum reden. »Mein Gott, ist Ihnen etwas passiert?«
Blaue Augen schauten sie an. Sehr tief und durchdringend. »Ja, und nein, Miß…«
»Bitte, sagen Sie es. Soll ich einen Arzt rufen?«
»Um Himmels willen, nein.« Jane hatte das Warnlicht eingeschaltet. Es zuckte intervallweise auf und warf sein Licht auch über das Gesicht der Verletzten. »Ich… ich komme schon allein zurecht. Wenn Sie mir nur auf die Beine helfen würden.«
»Sicher, gern.«
»Aber vorsichtig, bitte.«
»Das versteht sich.«
Jane hob die Frau an, die sich nur auf ihren rechten Fuß stützen konnte. Der linke Knöchel war angeschwollen, das Bein an der Wade ebenfalls. Dort würden bald blaue Flecken entstehen. Die Frau hatte ihre Hand um James Arm geklemmt und wurde von ihr gestützt. So

erreichten die beiden Frauen die Haustür.
Jane schloß auf und führte die Fremde in das Wohnzimmer. »Bitte, warten Sie hier, ich bin gleich zurück. Der Wagen muß nur vorschriftsmäßig geparkt werden.«
»Okay, Miß, Sie sind sehr nett.«
»Das ist das mindeste, was ich für Sie tun kann.«
»Nein, es war meine Schuld.«
Jane, die schon an der Tür stand, schüttelte den Kopf. »Überhaupt nicht. Ich hätte besser achtgeben müssen.«
»Ich war zu dumm und zu baselig, zu sehr mit meinen eigenen Problemen beschäftigt.«
»Bis gleich.«
»Danke.«
Jane eilte aus dem Haus. Sie ärgerte sich, daß ihr ausgerechnet jetzt, wo Lady Sarah nicht da war, so etwas passiert war. Wenn das die Horror-Oma gewußt hätte, sie hätte nur den Kopf geschüttelt und sich gleichzeitig bestätigt gesehen, was ihre Warnung anging.
Jane Collins kam noch immer nicht darüber hinweg, daß ihr so etwas widerfahren war. Hatte sie denn geträumt? Nein, das nicht, obwohl die Fahrt zum Haus schon einer Routine glich, doch sie paßte eigentlich immer wieder auf. Auch diesmal war es so gewesen. Selbst mit den Gedanken war sie bei der Sache gewesen und nicht bei Lady Sarah, und einen kurzen Blackout hatte sie auch nicht gehabt. So etwas überließ sie lieber den Politikern. Die schwarzhaarige Frau im roten Kostüm war wie vom Himmel vor ihren Wagen gefallen. Sie hätte sie doch sonst auf dem Gehsteig sehen müssen.
Sie würde bestimmt von der Frau darüber aufgeklärt werden, das stand fest. Zunächst einmal mußte sie sich um den Wagen kümmern und ihn in die entsprechende Parklücke rangieren. Auch das klappte nicht so wie sonst, denn sie war einfach zu nervös und rangierte zweimal hin und her, bis sie es geschafft hatte.
Danach blieb sie hinter dem Lenkrad sitzen und atmete sehr tief durch, ohne allerdings die große Erleichterung zu spüren. Sie war einfach zu nervös, hinzu kam der Schock, den sie noch immer nicht überwunden hatte, aber sie mußte etwas tun.
Jemand klopfte an ihre Scheibe. Sie drehte den Kopf nach rechts. Ein älterer Nachbar, der seinen Pudel ausführte, schaute hinein. »Ist der Frau etwas passiert?« fragte er, als Jane den Wagenschlag nach außen drückte.
»Nein, nichts. Nur etwas mit dem Fuß.«
»Ich habe es gesehen«, sagte der Mann, während der Pudel kläffte und Jane ausstieg. »Wissen Sie, Miß, die Person ist ja so plötzlich auf die Straße gekommen.«
»Haben Sie die Frau vorher gesehen?«

Er nickte so heftig, daß die flache Mütze auf seinem Kopf beinahe den Halt verloren hätte. »Klar, ich habe sie gesehen. Sie stand am Rand des Gehsteigs, zwischen zwei Bäumen. Das Kostüm hat richtig rot geleuchtet. Dann ist sie gegangen, einfach so, wenn sie verstehen. Als hätte man ihr einen Schubs gegeben. Ich sah ja noch, wie sie stolperte. Ich glaube, der ist schlecht geworden.«

»Ja, das kann sein.«

Der Nachbar streckte ihr den Zeigefinger entgegen. »Sie trifft überhaupt keine Schuld, Miß Collins. Ich habe gesehen, wie gut sie reagierten. Dank Ihnen ist nicht mehr passiert.«

»Herzlichen Dank, daß Sie mir das gesagt haben. Es hat gut getan. Leider kann ich nicht bleiben, ich muß mich um die Frau kümmern.«

»Ja, tun Sie das. Ist auch wichtig.«

Der Pudel kläffte wieder, als Jane ging und durch den Vorgarten auf die noch immer offenstehende Haustür zulief. Wenn es zu einer Verhandlung kommen sollte, war sie froh, einen Zeugen zu haben, der so günstig für sie aussagen konnte, vorausgesetzt, er änderte seine Meinung nicht, was Jane aber nicht glaubte.

Sie fand die Verletzte im Wohnzimmer. Die Frau hatte ihren linken Schuh ausgezogen und das geschwollene Bein hoch auf die Sitzfläche eines Stuhls gelegt. Sie trug einen sehr kurzen Rock, und Jane erkannte, daß sie wunderschöne Beine hatte.

»Wie geht es Ihnen?«

»Nicht so schlecht.«

»Ich werde mich gleich um Ihr Bein kümmern und einen kühlenden Verband um den Knöchel wickeln.«

»Nicht so eilig, Miß…«

»Ich heiße Jane Collins.« Sie streckte der Dunkelhaarigen die Hand entgegen.

»Angenehm, Jane. Mein Name ist Deborah Taft. Aber sagen Sie ruhig Deborah zu mir.«

»Okay, ich bin Jane. Und was wollten Sie jetzt?«

»Ist es zu unverschämt, wenn ich Sie um einen Drink bitte?«

Jane Collins lachte. »Nein, alles, nur das nicht. Den kann ich nämlich auch gebrauchen.«

»Wunderbar.«

»Cognac oder Whisky?«

»Der aus Frankreich.«

»Den nehme ich auch.«

Jane goß direkt zwei Doppelte ein, denn den Schluck hatten sie sich verdient. Gegenüber ließ sich Jane nieder. Sie prosteten sich zu, und Deborah lächelte schon wieder.

Sie war eine schöne Frau, das mußte Jane neidlos anerkennen. Herrliches schwarzes Haar, das den Kopf wie weiche Wellen umfloß.

Ein ebenmäßiges Gesicht und eine Haut, die eine gesunde Sonnenbräune zeigte. Hinzu kamen die blauen Augen, die weichen Lippen und die etwas hochstehenden Wangenknochen. Sie war eine Schönheit, daran gab es nichts zu rütteln. Hinzu kam das modische Kostüm, das ihr ausgezeichnet stand. Es war eng geschnitten, auf Taille gearbeitet, und die Jacke hatte einen breiten Kragen, der wie ein Dreieck auseinanderfächerte und einen sehr spitzen Ausschnitt bildete, der erst dort aufhörte, wo die Ansätze ihrer Brüste begannen. Diese Frau wirkte auf Männer.

»Bin ich okay, Jane?«

Sie zwinkerte. »Wieso?«

Die Verletzte lachte. »Sie haben mich so ungewöhnlich forschend angeschaut.«

»Das stimmt.«

»Warum?«

»Sie sind eine sehr schöne Frau.«

Deborah schlug die Augen langsam und weit auf. »Oh, danke sehr. Das hört man gern, besonders aus dem Mund einer Frau, was ja eigentlich nicht so normal ist, weil sich die Frauen oft nicht grün sind. Sie verstehen…«

»Und ob.«

Jane hob noch einmal ihr Glas. »Trinken wir darauf, daß sich die Verletzung als nicht so schlimm erweist.«

»Das meine ich auch.«

Sie leerten die Gläser, und Jane erhob sich. Deborah schaute ihr dabei zu und wollte wissen, wohin Jane ging, als sie Anstalten traf, das Zimmer zu verlassen.

»Nur ins Bad hoch. Ich hole Verbandszeug und eine entsprechende Tinktur. Sie können inzwischen ihre Strumpfhose ausziehen.«

»Ja, das mache ich.«

Jane brauchte nicht lange bis zu ihrer Rückkehr. Unterwegs hatte sie darüber nachgedacht, wer sich wohl hinter dieser Person verbarg. Was sie beruflich machte, ob sie einen Freund hatte, verlobt war oder sogar verheiratet. Einen Ehering jedenfalls hatte Jane bei Deborah nicht gesehen, aber das hieß nichts. Sie trug sowieso wenig Schmuck. Nur einen Ring an der linken Hand, und der sah mehr wie eine flache Münze aus. Er fiel kaum auf. Ebensowenig wie die schlichte dreireihige Perlenkette am Hals der Frau.

Die. Strümpfe hatte sie über eine Stuhllehne gehängt, zusammen mit dem schwarzen Strapsgürtel, der in dieser etwas altertümlichen Atmosphäre aus wuchtigen Möbeln, viel Nippes und Tischen sowie Stühlen mit gedrechselten Beinen, gehäkelten Deckchen, alten Bildern und zwei Uhren deplaziert wirkte.

Der Taft fiel auf, mit welch einem Blick Jane den Gürtel bedachte.

Sie errötete etwas. »Sorry, aber ich mag keine Strumpfhosen. Sie… sie stehen mir einfach nicht.«

»Das glaube ich Ihnen. Ist ja auch nichts Schlimmes dabei, Strapse zu tragen.«

»Mögen Sie die?«

Jane hob die Schultern. »Es kommt darauf an, in welcher Umgebung ich mich befinde.« Sie wurde sich ihrer Kleidung bewußt. Die helle Jeans und der braune Pullover gehörten zwar nicht zur billigsten Sorte, aber im Gegensatz zur Kleidung der Deborah Taft wirkte sie doch ziemlich normal und bieder.

Die Frau nahm wieder Platz und streckte die Beine aus. Die Haut war sonnenbraun, aber am linken Knöchel geschwollen. Deborah winkelte das gesunde Bein an und stellte den Fuß auf den Boden.

»Ich denke, daß es so besser ist. Da ist das Gewicht nicht so stark.«

Jane winkte ab. »Das macht nichts.« Sie tastete sich an die geschwollene Stelle heran, und als sie mit der Fingerkuppe sanft darüber hinwegfuhr, zuckte die Frau doch zusammen und verzog ihren Mund.

»Tut es hier weh?«

»Ja, genau da.« Sie lächelte. »Sieht ja auch dick aus.«

»Kann man wohl sagen.«

»Haben Sie denn etwas dafür?«

Jane nickte. »Eine kühlende Salbe. Sie sorgt dafür, daß die Schwellungen zurückgehen. Ich glaube nicht, daß etwas gebrochen ist - oder? Wir können ja zur Not einen Arzt holen, der sich Ihr Bein mal…«

»Nein, um Himmels willen nicht. Keine Umstände, Jane, nicht für mich. Ihre Salbe wird schon helfen.«

»Hoffen wir's.« Jane drückte sie aus der Tube und verteilte sie auf zwei ihrer Finger. Danach verrieb sie die Salbe vorsichtig auf die geschwollene Stelle, während Deborah unbeweglich auf dem Stuhl saß und ein angespanntes Gesicht zeigte. Sie hatte die Hände um die Griffe gelegt und die Lippen zusammengepreßt.

»Das tut gut, Jane.«

»Tatsächlich?«

»Ich lüge nicht.«

»Sagen Sie nur nicht, daß der Schmerz bereits nachläßt, dann nämlich fühle ich mich auf den Arm genommen.«

»Das nicht, aber es ist die Kühle, die so gut tut und mich den Schmerz praktisch vergessen läßt.«

»Finde ich toll.« Jane rieb weiter, verstärkte den Druck minimal und sah, wie die Frau zusammenzuckte. »Sorry…«

»Machen Sie weiter, bitte.«

Es dauerte nicht lange, dann hatte Jane die gesamte Stelle mit der

Salbe bedeckt. »Jetzt müssen wir uns mal über einen Verband unterhalten. Ich denke da an einen Streckverband, damit Ihr Knöchel den nötigen Halt bekommt. Ich habe so etwas im Haus.«

Die Taft überlegte. Sie hob einen Finger. »Meinen Sie denn, daß ich mit einem Verband wieder laufen kann?«

»Nein, so schnell nicht. Humpeln schon, aber nicht laufen.«

»Dann hat es keinen Sinn.«

»Scheint mir auch so zu sein.« Jane nickte. »Aber ich könnte Sie fahren, falls es Ihnen nichts ausmacht.«

»Wohin denn?«

»Zu Ihnen nach Hause.«

»Meinen Sie?« Deborah lachte leise. »Das wäre normal, ich gebe es zu, aber ich habe in dem Sinne kein Zuhause.«

Das wunderte Jane, und sie schaute die Verletzte auch entsprechend an. »Keine Wohnung, kein Haus…«

»Nein.«

»Ich will nicht neugierig sein, aber wo leben Sie? Bestimmt nicht unter einer Themsebrücke?«

»Richtig. Im Hotel, Jane. Ich habe ein Zimmer im Hotel gemietet. Das ist des Rätsels Lösung.«

»Ach so, verstehe. Ist das nicht teuer? Sie werden kaum in einer Absteige Quartier bezogen haben.«

Die Taft senkte ihren Blick. »Ja, da sagen Sie was, Jane.« Ihre Stimme klang traurig. »Meine finanziellen Mittel neigen sich allmählich dem bitteren Ende zu.«

»Hatten Sie es denn nötig, in einem Hotel zu wohnen?«

»Aber klar.«

»Wollen Sie darüber reden?«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Nein, mir nicht, ich habe Zeit.«

»Sie leben hier allein?«

»Momentan. Für einige Tage.«

»Ah so.« Sie ging nicht weiter auf das Thema ein, sondern berichtete von ihren Problemen. »Nun ja, ich bin nach London gekommen, weil ich ein Lokal eröffnen wollte. Eine schicke Bar, verstehen Sie? Keine Nachtbar, sondern ein Tageslokal, das man eben als Bar oder als Bistro ansehen kann. So etwas ist heute en vogue.«

»Da haben Sie recht. Es hat, so nehme ich mal an, also nicht geklappt. Oder?«

»Ja. Man hat mich sitzenlassen.«

»Wer denn?«

»Mein Partner und so etwas wie Geldgeber. Er verschwand mit unserem Einsatz. Das war gestern, und ich war völlig von der Rolle. Ich bin durch die Stadt geirrt. Ich habe einige Wochen zusammen mit

ihm im Hotel Dorchester gewohnt. Sie kennen sicherlich die Preise dort, doch nun ist alles zusammengebrochen. Es reicht bei mir nicht einmal mehr, um die Rechnung zu begleichen. Ich war völlig durcheinander. Deshalb bin ich auch vor Ihren Wagen gelaufen. Nicht Sie tragen die Schuld an dem Unfall, sondern ich allein. Ich war einfach kopflos, als ich über die Straße eilte. Zudem bin ich noch gestolpert.« Sie schüttelte den Kopf. »Manchmal bekommt man es eben knüppeldick.«

»Ja«, murmelte Jane, »da haben Sie recht. Das kenne ich aus eigener Erfahrung. Kommen wir noch einmal auf Ihren Partner zurück. Haben Sie ihn nicht suchen lassen?«

»Wo denn?«

»Durch die Polizei. Eine Anzeige…«

Sie winkte ab. »Jean Sorel ist Franzose. Der hat sich längst in sein Heimatland abgesetzt. Ich bin mir nicht sicher, ob sein Vergehen ausreicht, um ihn durch Interpol suchen zu lassen. Da bin ich doch nur ein kleiner Fisch, denke ich.«

»Sie könnten recht haben.«

Die Taft hob die Schultern und ließ sie wieder fallen. »Ich sitze tief drin - na, Sie wissen schon, was ich meine.«

»In der Patsche.«

»Genau.«

Jane Collins legte ihre Stirn in Falten. »Leider weiß ich auch nicht, wie ich Ihnen helfen soll.«

»Sie haben schon genug für mich getan. Ich werde, wenn mein Bein wieder okay ist, zur Polizei gehen und so etwas wie eine Selbstanzeige machen. Schon allein wegen der Hotelrechnung.«

»Das wäre vernünftig. Fragt sich nur, wo Sie so lange bleiben, bis das Bein okay ist.«

»Die zwei Tage kriege ich noch rum.«

Jane lächelte. »Das meine ich auch.« Dann kam sie auf das eigentliche Thema zu sprechen. »Einen Großteil Schuld an Ihrem Unglück trage auch ich. Wie wäre es, wenn Sie so lange hier bei mir bleiben würden? Ich bin allein im Haus und könnte ein wenig Gesellschaft und Unterhaltung schon vertragen.«

»Nein!«

»Wieso nicht?«

»Ach, das sagen Sie doch nur zum Spaß.«

Jane Collins schüttelte den Kopf. »Nein, nein, es ist mir durchaus sehr ernst.«

Die Taft zeigte auf sich. »Ich soll tatsächlich hier bei Ihnen bleiben, bis…«

»Ja, natürlich.«

»Das kann ich nicht annehmen.«

»Doch, Sie können. Bleiben Sie hier.« Jane winkte mit beiden Händen. »Schauen Sie sich um. Ich lebe allein in einem sehr großen Haus, zumindest für die nächsten fünf Tage.«

Die Verletzte überlegte. »Nun ja, wenn Sie mich so drängen, dann schlage ich ein.« Sie hielt Jane die Hand hin.

»Okay, Deborah, ich freue mich.«

Beide lächelten.

Doch das Lächeln der Deborah Taft war teuflisch. Leider blieb es von Jane unbemerkt…

***

Jane Collins konnte nicht einschlafen und kannte den Grund nicht. Zudem kam sie mit sich selbst nicht zurecht, es wollte ihr nicht in den Kopf, daß sie einer fremden Person angeboten hatte, bei ihr zu bleiben. Einem Menschen, der ihr gerade mal über den Weg gelaufen war. Es war sonst nicht ihre Art, so etwas zu tun, und sie konnte es sich eigentlich nur damit erklären, daß sie durch den Unfall ein schlechtes Gewissen und ein gewisses Schuldgefühl gekriegt hatte. Irgendwo hatte sie sich auch ein wenig überrumpelt gefühlt. Doch ein Mißtrauen Deborah Taft gegenüber war in ihr nicht aufgekeimt, selbst nicht, als sie noch ziemlich lange am Abend nach dem Essen - Jane hatte schnell zwei Omeletts zubereitet - zusammengesessen hatten. Diese Frau war reingelegt worden, Jane konnte sich gut in ihre Lage versetzen, auch ihr war es einmal schlecht ergangen, wenn auch anders, und sie fühlte sich für Deborah verantwortlich.

Dieser Tag war ziemlich turbulent gewesen, und es hätten ihr eigentlich die Augen zufallen müssen, was nicht der Fall war. Sie lag auf dem Rücken und starrte gegen die Decke. Sie spannte sich wie ein blasser Himmel über ihr.

Auch Deborah Taft lag im Bett. Jane hatte ihr schnell das Gästezimmer hergerichtet und zuvor noch einmal nach ihren Verletzungen geschaut, die sich nicht verschlimmert hatten, und auch Schmerzen hatte Deborah nicht mehr gespürt. Die Schwellung war sogar etwas zurückgegangen, und Deborah hatte davon gesprochen, keinen Arzt zu konsultieren.

Wie es mit dieser Frau weitergehen sollte, wußte Jane auch nicht. Sie wollte allerdings etwas für sie tun. Da wäre John Sinclair möglicherweise der richtige Mann gewesen, denn er verfügte über die nötigen Beziehungen. Er konnte möglicherweise eine Fahndung nach dem verschwundenen Geldgeber einleiten.

Es war alles so wunderbar normal und doch auf irgendeine Art und Weise beklemmend. Da hatte sich ein Schatten hervorkristallisiert, der über allem lag, der auch Jane traf und sie in eine gewisse Unruhe versetzte. Konnte sie deshalb nicht einschlafen? War es das innere

Uhrwerk, das nicht mehr richtig lief? Oder das Wissen, eine Fremde im Haus zu beherbergen, obwohl Deborah so fremd nicht war, denn beide Frauen hatten sich gut verstanden.

Komisch und seltsam…

Ein Schauer rann mehr als einmal über ihren Rücken. Jane fühlte sich unwohl. Es war nicht zu warm, dennoch schwitzte sie und warf irgendwann die Bettdecke zurück.

Ihr Blick fiel auf das Zifferblatt des Weckers. Mitternacht war gerade vorbei. Der neue Tag hatte zum erstenmal tief Atem geholt, was Janes Zustand auch nicht veränderte. Im Kopf breitete sich der Druck aus, die Kehle war trocken, sie schmeckte den genossenen Rotwein noch und begab sich in ihre kleine Küche, um ein Glas Wasser zu trinken. Da sie kein Licht gemacht hatte, konnte sie durch das Viereck des Fensters nach draußen schauen, wo die Dunkelheit in einem Hinterhof die hohen Bäume zu unheimlichen und schweigenden Figuren gemacht hatte, die ihre kahlen Arme dem Fenster entgegenstreckten, als wollten sie gegen das Glas und die Hauswand kratzen.

Jane hatte dieses Bild schon oft gesehen. Sie kannte es in den verschiedenen Jahreszeiten, nur kam es ihr heute so beklemmend vor, als wären die Bäume ihre Feinde.

Nachdem sie das Glas geleert und weggestellt hatte, öffnete sie das Fenster.

Ein Schwall kühler Luft wurde in das Innere getragen. Er blies gegen ihr Gesicht, die Luft roch zudem feucht und herbstlich, die Blätter hingen noch an den Zweigen, aber sie waren schon von der herbstlichen Fäulnis durchdrungen und hatten ihre Farbe längst verändert. Der nächtliche Wind streifte gegen sie und ließ sie zittern. In der Luft lag eine schwere Feuchtigkeit. Vom Hof her drang sie gegen Janes Gesicht, doch sie hatte sich noch nicht zu Nebelwolken verdichtet. Das würde in den späteren Morgenstunden geschehen.

Jane schloß das Fenster wieder. Ihr Nachthemd war einfach zu dünn, um sie die Kälte länger ertragen zu lassen. Es war eine normale Nacht, und trotzdem spürte sie die Unruhe.

Im Zimmer blieb sie stehen. Die Küche lang hinter ihr. Es war still. Sie hörte nur ihren eigenen Atem. Der Geschmack im Mund hatte sich verbessert. Die Möbelstücke rückten dort zu Schatten zusammen. Noch immer bildete die Decke einen grauen Himmel.

Jane schaute auf die Tür.

Sie führte in den Flur und gleichzeitig auch in das Treppenhaus des alten Hauses. Tat sich dort etwas? War es der Quell ihrer innerlichen Unruhe?

Sie wußte es nicht. Nur siegte bereits die Neugierde, und sie ging auf die Tür zu. Etwas trieb sie an.

Mit einer raschen Bewegung raffte sie den dünnen Morgenmantel

zusammen und hängte ihn über, als sie vor der Tür stehenblieb. Sie schloß auch den Gürtel. Die Seide des Mantels umschloß ihren Körper und fiel wellenförmig in Höhe der Waden aus.

Jane öffnete die Tür.

Dunkelheit zuerst. Daraus wurde eine Dämmerung, als sich die Augen daran gewöhnt hatten. Das Gästezimmer befand sich nur wenige Schritte entfernt und schräg gegenüber.

Dort war es still. Die Tür schloß dicht. Nicht einmal die Atemzüge der Frau waren zu hören.

Jane schlich in den Flur. Sehr behutsam drückte sie die Tür zu. Sie blieb stehen, lauschte und kam sich im eigenen Haus vor wie eine Fremde. Das war ihr selten passiert. Erinnern jedenfalls konnte sich Jane daran nicht.

Was tun?

Stehenbleiben und lauschen? Wieder zurück in das Zimmer gehen und versuchen, doch noch einzuschlafen? Wie sie auch überlegte und alles gegeneinander abwägte, es kam ihr keine Lösung in den Sinn, die sie als ideal ansah.

Nein, das wollte sie auch nicht. Dabei war doch alles normal in dem Haus.

Oder etwa nicht?

Etwas störte sie. Jane kam zunächst nicht damit zurecht. Alles war durcheinander. Sie wußte nicht genau, was sie noch in die Reihe bringen sollte, aber sie hatte tatsächlich etwas gehört, und das war ein Geräusch gewesen.

Ein Summen!

Wer summte hier?

Sie nicht, auch nicht ihr Gast, und als sie sich stärker konzentrierte, stellte sie fest, daß dieses Geräusch seinen Ursprung in der oberen Etage haben mußte.

Dort befand sich das Archiv der Sarah Goldwyn. Dieser große Raum, in dem sie all ihre Bücher und Filme untergebracht hatte, und damit war sie reichlich gesegnet. Sie besaß eine enorme Bibliothek, sie besorgte sich jeden neuen Gruselfilm auf Video. Das gleiche geschah mit den Büchern, sie war also up to date.

Erst in der letzten Zeit hatte sie sich auf Janes Drängen hin einen Computer zugelegt. In gemeinschaftlicher Arbeit hatten sie es geschafft, das gewaltige Archiv zu ordnen, auch wenn sie noch nicht ganz, fertig waren. Aber der Computer war ihnen schon zu einer großen Hilfe geworden.

Der Raum dort oben war menschenleer. Auch Deborah Taft wußte von ihm nichts, denn Jane hatte sie nicht bis unter das Dach des Hauses geführt. Aber sie hörte das Summen in der Stille, und zwar durch die geschlossene Tür.

Sollte dies der Grund ihrer Unruhe gewesen sein? Das konnte sich Jane einfach nicht vorstellen, aber sie war jetzt soweit, die eigene Trägheit zu überwinden und nachzuschauen.

Sie ging hoch.

Sehr leise, immer auf Zehenspitzen. Deborah sollte nicht geweckt werden. Jane wäre sich dann von ihr wie im eigenen Haus ertappt vorgekommen.

Das Summen blieb. Es nahm etwas an Lautstärke zu, als Jane die Tür zum Dacharchiv aufstieß.

Etwas unheimlich wurde ihr schon, als sie in den düsteren Raum mit den schrägen Wänden schaute.

Die schrägen Fenster glotzten wie matte Augen, die Luft roch verbraucht. Die Regale standen vollgefüllt mit Büchern und Kassetten da wie stumme Zeugen.. Kleine Sessel und zwei Stühle waren in die Ecke gerückt worden, wo sie sich zu einer Sitzrunde fanden.

Das alles interessierte Jane Collins nicht. Ihr Blick galt einzig und allein der elektronischen Anlage, dem Computer mit dem dazugehörigen Monitor und dem angeschlossenen Drucker.

Konturenscharf war der blaßgrün leuchtende Monitor, was sie als unwirklich empfand. Es paßte zudem nicht in diese Nachtzeit, und sie erinnerte sich daran, daß der Computer ausgeschaltet worden war.

Jemand hatte ihn wieder eingeschaltet.

Aber wer hatte das getan?

Sie überlegte und legte die Stirn in Falten. Sollte Deborah vielleicht doch durch das Haus geschlichen sein und sich umgeschaut haben? Wenn ja, welchen Grund hätte sie gehabt? Und überhaupt sie wäre sicherlich nicht so dumm gewesen, den Computer nicht wieder auszuschalten. Nein, hier mußte etwas anderes passiert sein. Das sagte sich Jane, ohne allerdings eine Lösung zu finden.

Sie blieb vor dem Monitor stehen. Kälte kroch über ihre Haut. Der viereckige Bildschirm kam ihr plötzlich unheimlich vor wie ein Fenster zum Jenseits.

Sie schüttelte den Kopf und wußte nicht, aus welchem Grund sie den Stuhl zurechtrückte und sich darauf niederließ.

Der Bildschirm flimmerte. Jane wußte nicht, was das bedeutete, es war kein normaler Schnee, sie hatte eher das Gefühl, als liefen Zahlen und Buchstaben durcheinander, ohne daß sie es schafften, sich zu finden.

Sie bekam ihren Atem unter Kontrolle. Sie mußte es einfach tun, sie durfte jetzt nicht den Überblick verlieren. Rational kam sie zu keinem Ergebnis. Wenn es überhaupt eine Erklärung gab, dann, so sagte sie sich, ist der Computer beeinflußt worden.

Von wem?

Jane beugte sich vor, um besser sehen zu können. Noch immer

wirbelten die Zahlen und Buchstaben durcheinander, als sollte die Betrachterin verhöhnt werden. Manchmal zuckten Blitze auf, die wie kleine Kometen schweife wirkten und den Monitor von verschiedenen Seiten her in mehrere Stücke aufteilten.

Mit beiden Händen umklammerte sie die Stuhllehnen. Sie war erregt, sie rechnete mit einer Botschaft, doch die blieb aus. Plötzlich war der Bildschirm dunkel. All die Bewegungen waren von einer Sekunde zur anderen in einen tiefen Schacht gefallen, und die Finsternis drückte sich über das Viereck hinweg.

Es war vorbei?

War es das wirklich? Vor ihren Augen flimmerte es noch immer, wenn Jane sie schloß. Sie hatte das Gefühl, von mehreren Seiten umklammert zu sein. Die Luft wurde ihr knapp.

Dann stand sie auf.

Das Zimmer hier oben zeigte keine Verfremdung mehr. Alles sah so normal aus, aber das Fremde steckte jetzt in ihr, denn dieser Vorgang war für Jane mehr als unheimlich gewesen. Er hatte etwas zu bedeuten. Da hatte ihr jemand etwas mitteilen wollen, ohne jedoch richtig durchgekommen zu sein.

Was hatte sich hier abgespielt? Von wem wurde sie manipuliert? Hing es doch mit Deborah Taft zusammen?

Hatte sich Jane mit ihr freiwillig ein Kuckucksei ins Nest gelegt?

Das wollte sie nicht hoffen, gleichzeitig war sie nicht bereit, es abzustreiten.

Mit diesen Gedanken ging sie zur Tür, um den Dachraum zu verlassen. Sie hatte die Schwelle kaum überschritten, als sie wieder stehenblieb, denn da hörte sie die Geräusche.

Ihr Körper zog sich zusammen, denn die von irgendwoher stammenden Laute waren unheimlich und obszön. Sie vernahm ein schwülstiges Stöhnen ebenso wie leise Schreie der Ekstase. Dazwischen hörte sie das heftige Atmen, auch ein leises, aber schrill klingendes Kichern oder ein Schmatzen und Hecheln.

Das alles stimmte, es entsprach den Tatsachen, nur gelang es ihr nicht, herauszufinden, woher die Laute kamen. Sie waren einfach da und schienen aus den Wänden zu fließen, um sie zu umhüllen wie ein akustischer Mantel.

Und das in ihrem Haus!

Fremde und böse Kräfte waren eingedrungen und hatten von ihm Besitz ergriffen. Jane fühlte sich bedroht, die Geräusche waren schlimm, sie zeigten ihr an, daß nicht sie die Herrin war, sondern…

Deborah!

Es blieb nur diese Frau. Obwohl Jane keinen Beweis hatte, glaubte sie daran, daß es die Taft war, die sich dafür verantwortlich zeigte. Sie mußte irgendwo herumgeistern und die Geräusche produzieren oder

zumindest etwas damit zu tun haben.
Jane Collins war keine ängstliche Frau, auch wenn sie jetzt die Furcht spürte, die in ihr hochstieg.
Sie ging den Dingen immer auf den Grund, und das sollte sich auch jetzt nicht ändern. Wenn Deborah etwas damit zu tun hatte, wollte sie die Frau fragen, wollte sich ihr stellen und Antworten haben.
Deshalb lief sie die Treppe hinab und beeilte sich sogar. Ihre Handfläche rutschte über das Geländer. Sie wollte sich festhalten und hatte plötzlich den Eindruck, das Holz wäre weich geworden. Sie blieb hinter der Treppe stehen, um ihren Atem unter Kontrolle zu bekommen.
Die Geräusche waren noch da, aber sie hatten sich verändert zu einem Winseln und Wimmern. Jane kam es vor, als würden kleine Kinder gequält und gefoltert.
Woher kamen die Laute?
Hinter Deborahs Tür war es ruhig, aber das hatte nichts zu bedeuten. Sie wollte und mußte sich ein eigenes Bild machen und legte zunächst das Ohr gegen das Holz.
Nichts - Stille.
Auch keine Atemzüge. Es war ruhiger geworden, das Wimmern hatte sich zurückgezogen. Es schien wieder in die Wände des Hauses hineingeflossen zu sein.
Jane bewegte die Klinke vorsichtig nach unten. Sie wollte sich auf keinen Fall zu schnell erwischen lassen, und ebenso behutsam öffnete sie die Tür spaltbreit.
Sie schaute hinein.
Zuerst merkte sie die Stille. Oder auch die Ruhe eines Schlafenden, denn Deborah lag im Gästebett.
Sie hatte sich auf die Seite gedreht, der Umriß des nackten Körpers zeichnete sich schwach ab, weil durch das zur Straße führende Fenster das Licht einer Straßenlaterne in den Raum hineinglitt.
Keine Gefahr! Kein Schreien, Stöhnen, Wimmern oder Winseln. Deborah Taft schlief, als hätte sie ein gutes Gewissen.
Jane kam sich etwas lächerlich vor, als sie darüber nachdachte, wie sehr sie die Frau verdächtigt hatte. Davon war nichts eingetroffen, alles war ein Schuß in den Ofen gewesen.
Sie schlich trotzdem in das Gästezimmer hinein, hütete sich davor, das Licht einzuschalten und schaute sich in dieser grauen nächtlichen Dämmerung um, ob sie nicht doch einen Hinweis entdecken konnte.
Das war nicht der Fall.
Jane verließ den Raum wieder, schloß die Tür, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Wand und dachte darüber nach, daß sie sich die verdammten Geräusche nicht eingebildet hatte. Die waren vorhanden gewesen, daran gab es keinen Zweifel.

Sie schüttelte den Kopf. Es war müßig, nach einer Erklärung zu suchen, sie mußte die Veränderung zunächst hinnehmen, aber sie würde nachforschen, das stand fest.

Mit diesem Vorsatz ging sie wieder zurück in ihre kleine Wohnung. Sie konnte auf der Etage bleiben und würde eine erneute Unruhe schnell mitbekommen.

Schlafen? Es war beinahe ein Uhr am Morgen, schon längst Zeit für einen Menschen mit normalem Lebensrhythmus, aber Jane wußte, daß sie nicht einschlafen konnte. Es war in der letzten Zeit Unheimliches passiert, und das Gefühl, in einer Falle zu stecken, wollte einfach nicht von ihr weichen.

Das Haus lebte. Die Wände strahlten nicht mehr die Ruhe und Sicherheit aus wie sonst. Etwas Fremdes, nicht Erklärbares war zu ihr gekommen, ohne Warnung, schleichend, ein kaltes böses Etwas mit tausend Armen.

Ihr fielen die Augen zu. Es war nur ein leichter Schlaf, durchdrungen von schweren Träumen, die sie beunruhigten. So manches Mal warf sie sich von einer Seite auf die andere, die Unruhe nahm zu, die Detektivin stöhnte auch auf - und schreckte irgendwann hoch.

Sofort war sie hellwach!

Jane saß im Bett, umgeben von einem Eisblock, doch es war nur die Gänsehaut auf ihrem Körper.

Sie drehte mühsam den Kopf, um auf die Uhr schauen zu können.

Genau vier Uhr!

Eine Zeit, wo die meisten Menschen schliefen. Aber was hatte sie geweckt?

Jane wußte es nicht. Sie lauschte in die Stille hinein, die ihr so drückend vorkam, und sie sehnte sich förmlich nach einem Geräusch. Auch wenn es nur die Stimme ihres Gastes war.

Sie hörte nichts!

Finsternis wie zäher Schlamm - weich und fließend, bestehend aus unzähligen Armen, die sie umfaßten und an allen möglichen und unmöglichen Stellen des Körpers in die Höhe glitten, um alles auszuprobieren. Das Luftholen fiel ihr schwer, sie gierte nach dem Sauerstoff, doch er erfrischte sie nicht.

Der Knall!

Sie zuckte zusammen. Die Haare wollten sich querstellen. Ihre Augen weiteten sich noch mehr.

Stille.

Und die blieb auch. Jane traute sich nicht, das Bett zu verlassen. Statt dessen lehnte sie den Oberkörper zurück und ließ sich wieder in das Kissen fallen.

Eine unheimliche, eine rätselhafte Nacht. Etwas kratzte gegen ihr Fenster, sie drehte erschreckt den Kopf. Dunkle, dünne Totenarme

winkten ihr zu. Dabei waren es nur die Zweige der nahestehenden Bäume, die der Wind geschüttelt und bis gegen ihr Fenster geschlagen hatte. Tief atmete sie durch und schalt sich eine Närrin, daß sie bei einem so völlig normalen Vorgang so übersensibel reagiert hatte.

Ihre Nerven waren eben nicht die besten in den letzten Stunden. Es war viel geschehen, nur war sie nicht in der Lage, es zu begreifen. Sie ahnte jedoch, daß etwas auf sie zukam. Jane selbst sah sich als kleines Wesen, das auf der Innenfläche einer gewaltigen behandschuhten Hand stand, die dabei war, sich langsam zur Faust zu schließen, um sie, die Kleine, zu zerdrücken…

***

Der andere Morgen!

Erfüllt von einem grauen Licht, das seinen Weg durch das Fenster in Janes Zimmer fand und es mit seinem Schleier erfüllte. Es war kein fröhlicher Morgen, dafür ein grauer und ohne Sonnenschein, wo sich der Herbst von seiner traurigen Seite zeigte.

Die Detektivin war wach. Sie saß auf dem Bettrand und hatte ihre Hände links und rechts gegen den Kopf gelegt. In ihrem Schädel breitete sich ein dumpfes Gefühl aus. Der Kopf schien mit Watte gefüllt zu sein, und sie selbst fühlte sich wie gerädert.

Wenig Schlaf, zuwenig Schlaf. Sie war zwar irgendwann eingenickt, dann aber von schrecklichen Träumen geplagt worden, an dessen Einzelheiten sie sich nicht mehr erinnern konnte, weil sich alle Traumfragmente miteinander vermischt hatten. Es waren schlimme Dinge gewesen, furchtbare Geschöpfe hatten sich ihr gezeigt und den absoluten Schrecken gebracht. Sie hatte Stimmen gehört, Schreie, Lachen, das aber bösartig und gemein klang, und es war ihr nicht bewußt gewesen, ob es diese Stimmen nicht auch in Wirklichkeit gegeben hatte. Jane hatte sogar geglaubt, die Stimme ihres Gastes herausgehört zu haben.

Unsinn…

Sie stand auf. Ihre Gelenke schmerzten, den Grund kannte sie nicht. Sie stellte sich hin, reckte sich, es ging ihr kaum besser. Dann bewegte sie sich auf das Fenster zu, öffnete es, die Luft schmeckte nicht mehr frisch. Über London lag ein leichter Dunst, und der hatte sich bereits mit den Gerüchen der zahlreichen Abgase gefüllt. Die nahen Bäume glänzten naß, der Wind war kalt, er zerrte an den Blättern, riß bereits viele von ihnen zu Boden.

Der Herbst brachte den Tod für die Natur oder den langen, langen Schlaf, bis das Frühjahr einen Neubeginn wagte. Bei diesen Gedanken fröstelte sie noch stärker, schloß das Fenster und dachte auch daran, ein Bad zu nehmen. Bei einer derartigen Witterung würde es ihr guttun, im warmen Wasser zu liegen und sich zu entspannen.

Von Deborah Taft hörte sie nichts. Jane wollte sie auch schlafen lassen. Später würde man gemeinsam überlegen, wie es weiterging. Sie kam mit dieser Person nicht zurecht. Heute schüttelte sie darüber den Kopf, daß sie die Taft am vergangenen Abend eingeladen hatte, bei ihr zu bleiben. Hatte es denn an ihr gelegen, daß die Nacht so unruhig verlaufen war?

Es war möglich gewesen. Diese Frau hatte etwas Ungewöhnliches an sich, für das Jane keine Erklärung wußte. Sie war so anders als sie. Trotz ihres Schicksals hart, so daß ein Fremder darüber eigentlich kein großes Bedauern spürte.

Zumindest dachte sie an diesem Morgen so, gestern noch war es anders gewesen.

Sie stand bereits im Bad, das klein und für sie passend eingerichtet worden war. Jane ließ Wasser einlaufen und schaute dem Schaum zu, der auf der Oberfläche lag und sich immer mehr verdichtete.

Es war ein völlig normaler Morgen, und doch kam er ihr anders vor. Möglicherweise auch deshalb, weil Sarah Goldwyn fehlte.

Die Wanne war mittlerweile so mit Wasser vollgelaufen, wie Jane es mochte. Sie prüfte noch einmal die Temperatur, fand sie genau richtig und stieg hinein.

Im Zeitalter der Dusche war es für sie immer etwas Besonderes, ein Bad nehmen zu dürfen. Das Knistern des Schaums, die Wärme des weichen Wassers, der Duft, in dem sich zahlreiche Essenzen und Kräuter für Jane Collins zu einer Sinfonie vereinigten.

Sie erlebte eine andere Welt. Sie gab sich der Ruhe und auch sich selbst hin. Das Hineingleiten ins Wasser glich dem Überstreifen einer anderen Haut - normalerweise. Doch an diesem Morgen dachte sie anders darüber.

Zwar empfand sie die Ruhe als wunderbar, als angenehm und herrlich, aber das Gefühl der Zufriedenheit wollte sich bei ihr einfach nicht einstellen. Es war nicht so wie sonst. Etwas stimmte nicht, etwas hatte sich verändert, nicht äußerlich, doch die Nachwirkungen der Nacht spürte sie auch an diesem Morgen.

Sie bewegte sich, seifte sich ein, lauschte dabei zur Tür hin, ohne jedoch etwas zu hören. War Deborah Taft schon aufgestanden? Sie vernahm keinen Schritt, sie hörte kein Rufen, es lastete allein die Stille über der Wohnung.

Wenn ihr Gast aufgestanden war und sich bewegte, dann tat er es bewußt lautlos, sie hätte einfach Schritte vernehmen müssen. Es blieb ruhig. Und diese Stille paßte sich dem Wetter draußen an. Jane empfand sie als bedrückend und unnatürlich.

Lange wollte sie sich im Wasser nicht aufhalten. Es war heute kein Genuß, dieses Bad konnte die Erlebnisse der vergangenen Nacht nicht vertreiben.

Noch unter Wasser liegend strich sie über ihre Haut und knetete sie durch. Sie wollte die Muskeln weich und geschmeidig machen, die Hitze war auch in ihr hochgestiegen, der Schweiß lag auf ihrer Stirn. Einige Male ließ sie Wasser über ihr Gesicht gleiten und wischte mit einem weichen Waschlappen nach.

Dampf war aufgestiegen, hatte Wolken gebildet, die lautlos durch den Raum schwebten, auch in die Nähe des Fensters gelangten und sich dort auf das Glas niederlegten.

Es war alles so anders geworden. Das ungute Gefühl ließ Jane Collins nicht los, im Haus kam sie sich vor wie eine Gefangene. Dieser vergleichende Gedanke erschreckte sie. Trotz des warmen Wassers rann ein eisiger Schauer über den Körper. Sie duckte sich leicht zusammen, als hätte jemand nach ihr geschlagen. Sehr heftig holte sie Luft. Das Herz schlug schneller, in ihrem Magen lag plötzlich der dicke Klumpen wie eine Faust voll Teer.

Was war geschehen?

Nichts, überhaupt nichts. Sie hatte nur eine Ahnung überkommen. Jane dachte an die Zeit, als sie noch auf der anderen Seite gestanden hatte und dem Teufel zugetan gewesen war. Da hatte sie sich selbst als eine Hexe bezeichnet, aber diese schlimmen Monate lagen zurück, weit zurück, nur war etwas noch geblieben. In ihr steckte eine andere Kraft, ein Rest dessen, was sie einmal in ihren Klauen gehalten hatte.

Sie war nervös geworden, ängstlich. Die Ruhe wirkte auf sie bedrückend. War es die Stille des Todes? Hinter den Schläfen pochte es. Sie holte Luft, und sie spürte dabei, wie sich ihre Lungen mit Wärme füllten.

Das war nicht normal, etwas stimmte nicht, und die Furcht drängte sich immer weiter. Sie umschloß sogar ihre Kehle mit kalten Händen. Jane wußte, daß etwas passieren würde, und noch eines kam hinzu: die Hilflosigkeit, über die sie sich ärgerte. Ihre Waffe lag weit weg. Sie selbst war nackt, lag in der Wanne, war der Gefahr ausgeliefert.

Welcher Gefahr?

Deborah Taft! Sie erschien wieder vor ihrem geistigen Auge. Obwohl sie den Beweis nicht erhalten hatte, kam sie immer mehr zu der Überzeugung, daß an und bei dieser Frau einiges nicht stimmte.

Sie hatte sich auf eine raffinierte Art und Weise bei Jane eingeschlichen und hatte dabei noch das Glück gehabt, sie auf dem falschen Fuß zu erwischen.

Schrittgeräusche!

Die ersten überhaupt, die Jane außer den ihren seit ihrem Erwachen hörte.

Sofort setzte sie sich aufrecht hin. Die entspannende Liegehaltung gehörte der Vergangenheit an.

Sie stand wie unter Strom und hatte ihre Arme aus dem Wasser

gehoben. Zusammen mit den Händen lagen sie auf den Rändern der Wanne.

Die Tür zum Bad war nicht ganz geschlossen, nur angelehnt. Sie konnte deshalb den Verlauf der Geräusche gut verfolgen. Die Tritte bewegten sich von der Tür weg, hörten auf, und Jane nahm an, daß die Person vor einer anderen Tür stehengeblieben war, um zu lauschen. Bei *der* Person konnte es sich nur um Deborah Taft handeln, denn eine andere Möglichkeit gab es für sie nicht.

Die Zunge huschte aus dem Mund und zeichnete die Lippen nach. Selbst auf ihnen lag ein dünner Schweißfilm. Die Gänsehaut kroch dabei über ihren Nacken und verstärkte sich, als sie abermals das Geräusch der Tritte vernahm.

Es hatte eine bestimmte Richtung eingenommen. Es näherte sich langsam aber stetig der Tür zum Bad.

Vor der Tür klang es aus.

Jane hielt den Atem an.

Dann wollte sie den Namen der Frau rufen, doch sie schaffte es nicht. Das Bedürfnis blieb unerfüllt.

Noch immer bewegten sich die Finger aus Eis über ihren Rücken und ließen keine Stelle aus. Das Kribbeln erreichte sogar ihre Haare, der Druck hinter den Augen nahm zu, und die Kehle trocknete noch stärker aus. Ein böses Zeichen.

Etwas glitt von außen her über die Tür. So laut, daß sie es genau hören konnte. Was da draußen geschah, war kein Spaß mehr, es glich einer seelischen Folter.

Die Tür hatte einen leichten Druck bekommen und bewegte sich nach innen. Gerade so weit, daß sich eine Hand über dem Schloß um die Türkante schließen konnte.

Eine Frauenhand!

Damit waren auch Janes letzte Zweifel beseitigt. Sie erhielt Besuch von Deborah Taft.

Der Ruck paßte nicht zum ersten langsamen Öffnen der Tür. Urplötzlich stand sie auf.

Im Rahmen zeichnete sich die Gestalt der Deborah Taft ab. Sie stand da wie eine Königin. Die Taft trug wieder das rote Kostüm, das auf Figur geschnitten war und tiefe Einblicke erlaubte. Das schwarze Haar umrahmte den Kopf als eine weiche Wellenflut, das Gesicht der Frau wirkte bleich, als hätte sie ebenfalls schlecht geschlafen. Es konnte aber auch Puder sein. Sehr dunkel hoben sich die Augenbrauen ab und auch die roten Lippen.

Jane atmete im ersten Moment auf. Irgendwo war sie trotz allem froh, daß Deborah zu ihr gekommen war und keine fremde Person. Die Taft trug ihre hochhackigen Schuhe, und Janes Blick glitt zwangsläufig an ihren Beinen entlang nach unten.

Da war nichts mehr von einer Schwellung zu sehen. Weder am Knöchel noch an der Wade.

Warum nicht? Konnte das denn so schnell heilen? Von einem Tag auf den anderen?

Jane war keine Ärztin, deshalb war ihr eine genaue Aussage unmöglich, aber seltsam war es schon, und abermals floß ihr der kalte Schauer über den Rücken.

Sie beschloß, auf diese Veränderung zunächst nicht einzugehen und normal mit Deborah Taft zu sprechen. »Hi, Deborah«, sagte sie leise. »Auch schon auf den Beinen?«

»Sicher.«

»Mit dem Bein alles in Ordnung?«

»Es geht.«

Jane ärgerte sich, daß sie diese eigentlich naiven Fragen stellte. Sie wußte sonst nicht, wie sie die Situation entkrampfen sollte. Hier war einfach zuviel schiefgelaufen. In dieser Lage fühlte sie sich unwohl, und sie kam sich dabei vor wie eine Gefangene. Nur umschloß sie nicht der Stacheldraht, sondern das allmählich immer kühler werdende Badewasser.

Die Taft kam vor.

Da sie mit ihrem spitzen Absatz bewußt hart auftrat, war jeder Schritt auf den Fliesen zu hören.

Dabei schaute sie sich noch um, als hätte sie das kleine Bad zum erstenmal in ihrem Leben gesehen.

Nicht daß Jane sich unbedingt vor der Person gefürchtet hätte, aber aus ihrer Perspektive kam ihr die Taft so ungemein groß vor. Und als Deborah auf das untere Ende der Wanne zuschritt, da zog Jane rasch die Beine an. Sie dachte an Bilder, die sie schon in Filmen gesehen hatte. Das blitzschnelle Bücken, das Umfassen der Knöchel, der plötzliche Ruck, dann lag das Opfer im Wasser und konnte ertrinken.

Die Taft krauste die Stirn. Ihr Gesicht war glatt, es glich einer Maske, und Janes Kloß wuchs in der Kehle immer weiter, bis er sie völlig zuschnürte.

Neben der Wanne blieb sie stehen. Mehr zu Janes Kopf hin als zu ihren Füßen.

Die Detektivin lächelte. »Okay«, sagte sie, »ich wollte sowieso aus dem Wasser steigen. Bitte, Deborah, sind Sie so lieb und reichen mir das Badetuch dort vom Haken?«

Die Taft schüttelte den Kopf.

»Warum nicht?«

Sie gab keine Antwort. Sehr bedächtig ging sie in die Hocke. Jane ahnte, daß da etwas auf sie zukam, und sie würde es kaum stoppen können. Sie mußte etwas tun, doch die andere Frau war zu schnell, viel zu schnell. Ihre rechte Hand bewegte sich, und plötzlich war sie

unter dem Kostüm verschwunden.

Einen Augenblick später sah und spürte Jane Collins die Waffe, denn die runde Mündung drückte wie ein Ring aus Eis in das Fleisch ihrer linken Wange.

Die Taft sagte nur einen Satz, und den flüsterte sie noch mit heiserer Stimme. »Das Spiel kann beginnen, Schätzchen…«

***

Ich habe es mir gedacht, ich habe es geahnt, ich habe es gewußt, ich habe es befürchtet. Diese Gedanken zuckten durch Janes Kopf, während sie starr in der Wanne saß und innerlich einfror.

Die Frau lächelte. Es war ein eisiges Lächeln, und es war wie ein Gruß aus der Hölle. Jane sah dieses Lächeln, interpretierte es korrekt und wußte, daß sie reingelegt worden war. Eine Deborah Taft war keine normale Frau, sie war ein Günstling des Satans, ein Teufel in Verkleidung, und Jane war auf diese Person reingefallen wie eine Anfängerin.

Sie suchte nicht nach Ausreden oder Entschuldigungen, es war geschehen, und die Taft hatte einen günstigen Zeitpunkt erwischt. Jane wollte sich selbst nicht eben als schutzlos bezeichnen, nur hätte die Sache anders ausgesehen, wäre Lady Sarah im Haus gewesen. So aber hatte sie verloren.

Jane schielte nach links. Die Taft hockte dicht neben der Wanne. Sie hielt den Arm hoch, der Revolver war ein kaltes und tödliches Stück Eisen mit einem 38er Kaliber. Wenn die Frau abdrückte, würde ihr Kopf zerstört werden, und davor fürchtete sich die Detektivin.

Warum hatte sie nicht schon geschossen? Sie hätte es einfach haben können, aber nein, sie hockte nach wie vor in der unbequemen Haltung und wartete ab. Zudem erinnerte sich Jane an ihre letzten und einzigen Worte. Hatte sie nicht davon gesprochen, daß das Spiel beginnen könnte? Welches Spiel denn? Zumindest eines, in dem es nach den Regeln der Deborah Taft ging.

Sie lächelte noch immer und flüsterte: »Jetzt bist du wohl neugierig geworden, wie?«

»Ja - etwas.«

»Kann ich mir vorstellen. Du darfst sogar fragen.«

Wie großzügig, dachte Jane, aber sie behielt den Spott für sich und wollte die Person nicht reizen.

»Wer sind Sie?«

»Du kennst mich doch.«

»Das ist nicht Ihr Name!«

Die Taft deutete ein Nicken an.

»Doch, Jane, doch. Ich heiße Deborah Taft.«

»Und Sie leben hier in London? In einem Hotel? Im Dorchester

ausgerechnet?«
Die Frau lachte leise. »Eine gute Legende, aber mein Name stimmt, da bin ich ehrlich. Du sollst wenigstens wissen, mit wem du es zu tun hast, Jane.«
»Warum denn?«
»Es ist ein Spiel, ein Plan, und ich habe zu gehorchen. Ich bin jemandem etwas schuldig.«
»Dem Teufel, wie?«
»So sagen die meisten. Ich habe den Abscheu in deiner Stimme gehört, Jane, und ich kann ihn nicht nachvollziehen. Ich mag den Teufel, ich liebe ihn, ich habe ihn geliebt. Er hat für mich gesorgt, er hat mich wohlhabend gemacht. Ich bin wer in der Stadt. Gewisse einflußreiche Menschen kennen mich und meine Mädchen. Sie kommen gern zu mir in den Club, um dort die Entspannung zu genießen. Das alles mußt du bedenken, und ich sage dir auch, daß ich es nicht aufgeben werde. Der Teufel bat mich um einen kleinen Gefallen, ich bin losgegangen, um ihn nicht zu enttäuschen, und jetzt bin ich bei dir.«
»Das ist leider nicht zu übersehen.«
»Der Teufel haßt dich«, flüsterte die Frau. »Ich weiß es. Du hast ihn reingelegt, und das war nicht gut. Man legt ihn als Mensch nicht herein. So etwas ist unmöglich. Dafür mußt du büßen. Noch immer stehst du auf seiner Liste. Ich habe es gern getan, ich bin froh darüber, und wenn ich wieder in meinen Club zurückgekehrt bin, dann habe ich meinem Namen alle Ehre gemacht.«
Jane wußte, welche Frage die Person hören wollte und enttäuschte sie nicht. »Wie nennt man dich?«
»Lady Luzifer!«
Die Detektivin sagte nichts. Nur ihre Augen weiteten sich ein wenig. »Warum so…?«
»Ganz einfach, Süße. In meinem Club bin ich für die teuflischen Spiele verantwortlich. Und ich kann dir sagen, sie sind sehr gefragt. Viele Gäste kommen nur deshalb zu uns, um bei diesen Spielen mitmachen zu können oder sie zu erleben.«
»Ja, ja… das habe ich mir gedacht«, murmelte Jane. »Lady Luzifer. Aber auch eine Mörderin?«
»Bisher noch nicht. Es wird sich ändern.«
Jane schloß die Augen. Nur für einen Moment, der so lange dauerte, wie sie die Frage stellte. »Verdammt noch mal, dann drücken Sie doch endlich ab! Bereiten Sie dieser Verrücktheit ein Ende…«
Die Taft schüttelte den Kopf. »Nein, so haben wir nicht gewettet. Auf keinen Fall werde ich das. Ich werde hier keiner Verrücktheit ein Ende bereiten, weil es für mich nichts Verrücktes gibt. Es ist alles genau geplant, es ist von mir und meinem Freund Stück für Stück

zusammengesetzt worden. Habe ich vorhin nicht von einem Spiel gesprochen, das beginnen wird? Ich habe nicht gelogen. Wir beide sind hier allein, ganz allein. Du wirst auch keine Hilfe holen können, denn die Leitungen nach draußen sind unterbrochen. Ich habe in der Nacht Zeit genug gehabt. Es ist mir sogar gelungen, deinen Computer zu manipulieren, und ich weiß, daß du oben gewesen bist und nach Erklärungen gesucht hast. In der letzten Nacht hat der Teufel dieses Haus übernommen, und ich bin jetzt sein Vertreter, Jane Collins.«

Die Frau hatte sich beim Sprechen nicht einmal aufgeregt oder irgendwelche Emotionen gezeigt. Sie war völlig normal geblieben, und eben das hatte Jane so erschreckt. Das Blut floß zwar durch ihre Adern, doch sie hatte den Eindruck, als wäre es kalte Lava, die sich da ihren Weg bahnte.

Sie lachte leise. Sie weidete sich an der Starre und am Schrecken der Detektivin. »Ich kann mir denken, daß du dir jetzt Vorwürfe machst und dich eine Närrin schimpfst, aber das mußt du hinnehmen. Man kann im Leben nicht immer gewinnen. Dein Pech, daß du heute auf der anderen Seite stehst, Süße.«

»Hören Sie auf!«

»Im Gegenteil, Süße, ich fange erst an.« Sie kicherte. »Eigentlich schade um dich. Ich hätte dich gern in meinem Club übernommen. Dort hättest du sicherlich noch etwas bewegen können, aber das ist nun vorbei. Du wirst kaum freiwillig zu meinem Herrn und Meister zurückkehren, nehme ich an.«

Jane brauchte die Antwort nur mit ihren Augen zu geben, um der Person Klarheit zu verschaffen, die plötzlich aufstand. Der Druck der Waffe verschwand von Janes Hals, doch es gab keinen Grund, um aufzuatmen. Nach wie vor war die Gefahr da, auch wenn sie jetzt einen Schritt nach hinten ging und auf Jane zielte.

Die Taft hatte sich nahe der Tür hingestellt und ließ Jane in die Mündung schauen. »Du kannst jetzt aus der Wanne steigen, du kannst dich sogar abtrocknen, du kannst dir etwas überziehen, aber du solltest immer daran denken, wer hier die besseren Argumente in der Hand hält. Und das bin ich, Süße!«

»Weiß ich.«

»Dann richte dich danach.«

Jane bemühte sich, ein Zittern zu unterdrücken, was ihr nicht ganz leichtfiel. Sie stemmte sich hoch, die Lippen hatte sie zusammengepreßt.

Wasser und allerletzte Schaumreste rannen an ihrem vom Baden weich gewordenen Körper hinab, und plötzlich schämte sie sich, so nackt vor dieser bewaffneten Frau zu stehen. Ihr entgingen auch nicht die Blicke, mit der die Taft sie betrachtete und jeden Zentimeter des Körpers ausmaß. Jane konnte die Gedanken hinter der glatten Stirn

erraten. In einer reflexhaften Geste bedeckte sie die Brüste und die Scham so gut wie möglich, bevor sie aus der Wanne stieg, begleitet vom kokett klingenden Lachen der Lady Luzifer.

Jane trat auf die Badematte. Einen Schritt später hatte sie das Tuch erreicht und zog es von der Stange. Sie hüllte sich schnell darin ein, jetzt war der Blickschutz gesichert, doch sie fühlte sich längst nicht so wohl wie sonst. Etwas Fremdes, Bösartiges und Teuflisches hielt sich im Bad auf, auch wenn es so normal aussah wie eben diese Frau.

Jane rieb sich ab. Inzwischen suchte sie nach einem Ausweg. Telefonieren konnte sie nicht. Es mußte also eine andere Möglichkeit geben, aus dem Haus herauszukommen. Vielleicht eine schnelle Flucht, wenn die Taft mal nicht so genau achtgab, denn irgendwann mußte die Aufmerksamkeit ja nachlassen. Das würde wohl kaum klappen, diese Person wußte genau, was sie tat. Sicherlich hatte sie die Haustür abgeschlossen und den Schlüssel versteckt. Das war also auch nicht möglich.

Was dann tun?

Erst mal mitspielen, sich in das Schicksal ergeben, so tun, als hätte man aufgegeben.

Das Lachen der Lady Luzifer störte Jane. »Ich weiß, was in deinem Kopf vorgeht, Süße, aber denke immer daran. Alles, was du dir jetzt vornimmst, wird nicht eintreffen, weil ich einfach zu stark bin. Hast du gehört? Ich bin es, die hier die Grenzen setzt, und dir wird es nicht gelingen, sie zu überschreiten.«

Jane drehte ihr den Kopf zu. »Ich weiß.«

»Wie schön. Dein Körper ist trocken. Du kannst dir etwas überziehen. Wo sind die Sachen?«

»Im Wohnraum.«

»Wir gehen hin.«

Wohn- und Schlafraum gingen ineinander über. Nur die Küche war noch getrennt, und die Taft blieb etwas hinter Jane Collins, wie eine fleischgewordene Drohung. Sie ging leise, ihre Schritte waren kaum zu hören, und gerade diese Lautlosigkeit machte Jane zu schaffen und ließ den Schauer entstehen.

Neben dem Kleiderschrank stoppte sie. Jane durfte die Tür öffnen. Um sich anzuziehen, mußte sie das Badetuch loslassen. Es fiel vor ihren Füßen zu Boden. Einen Moment später spürte sie den warmen Atem der Frau im Nacken und dann die harte Kälte des Revolverlaufs, als er von oben nach unten über den Rücken wanderte.

Jane zuckte zusammen, die Taft lachte. »Es gefällt dir wohl nicht, oder?«

»Bitte, ich möchte mich anziehen.«

»Sicher, kannst du. Obwohl es schade ist. Du hast einen wunderschönen Körper.«

»Hören Sie auf.«
Die Taft trat zurück, der Druck verschwand, Jane atmete durch und öffnete die Schranktür. Sie dachte daran, daß auch sie eine Waffe besaß, aber an die würde sie kaum herankommen, und plötzlich sprach die Taft auch davon.
»Ich habe deine Waffe annektiert, Jane. Du brauchst sie nicht mehr. Das Spiel läuft anders.«
Die Detektivin schwieg. Die Kleidungsstücke verschwammen vor ihren Augen. Der psychische Druck verstärkte sich. Sie wollte etwas tun und wußte nicht, was es war.
Ja, anziehen…
Sie griff zur Unterwäsche, streifte den dünnen Slip über, und die Taft wollte, daß sie auf den BH verzichtete. »Nimm eine Bluse, Schätzchen, eine weiche, durchsichtige…«
Jane schluckte ihren Ärger runter, kam der Aufforderung nach und durfte dann die enge Steghose aus schwarzem Samt überziehen, dagegen hatte die Person nichts. Sie knöpfte die Bluse zu, steckte sie in den Bund der Hose und drehte sich um.
Die Taft stand vor ihr. Sie begutachtete Jane, und nickte zufrieden. »Ja, du siehst nicht schlecht aus«, gab sie zu. »Für meinen Club könntest du mir schon gefallen. Eine Bereicherung wärst du für die Gäste auf jeden Fall.« Ihre Lippen zuckten, als sie lächelte.
Jane schwieg.
»Bist du gespannt?«
»Hören Sie«, sagte die Detektivin, nachdem sie Luft geholt hatte. »Ich werde…«
»Du wirst gar nichts, Süße. Du wirst dich genau nach meinen Regeln verhalten. Ich habe sie aufgestellt, und ich sage auch, wenn sie beendet sind. Okay?«
»Sicher. Mich würde es nur interessieren, was du vorhast. Willst du mich dem Teufel zuführen?«
»Weiß ich noch nicht. Es kommt auf dich an. Klar, alles ist dir zu schwammig, aber mein Freund hat mir gesagt, daß ich mit dir tun und lassen kann, was mir Spaß macht. Erinnere dich an meinen Namen - Lady Luzifer. Ich habe ihn nicht grundlos bekommen. Du kannst dir denken, daß mir schon etwas einfällt…«
Ja, das konnte sich Jane. Sie gab keine Antwort, aber die Kälte der Angst kroch in ihr hoch wie bröseliges Eis…

***

Uns ging es noch immer um den geheimnisvollen Knochen-Sessel. Nicht direkt um ihn - er befand sich bei den Templern in Südfrankreich in relativer Sicherheit -, sondern um seine Herkunft und um die Person, die einmal der Sessel gewesen war, denn er war nichts

anderes als das Skelett eines Menschen. Und zwar ein sitzendes Skelett, auf dessen Schoß ein normaler Mensch seinen Platz fand.

WER WAR ER GEWESEN?

Wir wußten es nicht, aber wir zerbrachen uns die Köpfe darüber. Ich hatte einige Male mit dem Abbé in Alet-les-Bains telefoniert, ohne jedoch eine Antwort bekommen zu haben. Er war der Ansicht, daß der Knochen-Sessel seinen Platz unbedingt in der Kathedrale der Angst haben sollte, wo auch das silberne Skelett des Hector de Valois lag, denn wahrscheinlich existierte auch eine Verbindung zwischen ihm und dem Sessel.

Nur eine Annahme, kein Beweis, und einen Beweis wollten Suko und ich finden.

Auch unser Freund Bill Conolly mischte sich ein. Er hatte gute Verbindungen, hatte einige von ihnen aktiviert, ohne jedoch einen Erfolg erreicht zu haben.

»Immer ins Leere«, sagte er und schlug mit der flachen Hand auf die Sessellehne. »Mir scheint es, als wäre jemand dabei, die Spur bewußt zu kappen.«

»Wenn ja - wer?« fragte Suko.

Bill hob die Schultern.

Ich sagte nichts und schaute durch die breite Scheibe des Wohnzimmerfensters hinaus in den Garten der Conollys, der allmählich ein herbstliches Bild bekam. Das Laub sah müde aus, und ebenso müde flatterte es zu Boden, wenn sich der Wind in den Kronen verfing. Der Pool war längst abgedeckt worden, einige helle Gartenstühle standen trotzdem noch draußen, umgeben von nassen Blättern, und mich erinnerte die Szene an ein trauriges Stilleben, das ein sentimentaler Maler gezeichnet hatte. Eine blasse Sonne hatte sich hinter grauen Wolken versteckt. Wo sie stand, bekam der Dunst einen hellen Schein.

Dieser Morgen bereitete keine Freude, aber wir waren zu Bill hingefahren, um wenigstens einen Anruf abzuwarten, praktisch den letzten Trumpf, den der Reporter in der Hinterhand hielt.

Ein Kollege aus Frankreich, der sich in der Historie des Landes auskannte und angeblich auch etwas über die Templer wußte. Ob das alles so stimmte, war fraglich, wir griffen halt nach dem letzten Strohhalm. Sheila, Bills Frau, hatte uns allein gelassen. Sie war weggefahren, um in der City einzukaufen.

Bill hob die Augenbrauen, als er über sein braunes Haar strich. »Eigentlich sind wir viel zu verwöhnt«, sagte er. »Immerhin wissen wir doch, welche Funktion der Knochen-Sessel gehabt hat und auch noch hat. Er schafft es, die Grenzen zu überwinden. Er kann uns in das geheimnisvolle Avalon bringen. Das ist immerhin etwas - oder nicht?« Er schaute gerade mich dabei an, und ich nickte.

»Du hast Nadines Stimme gehört, nicht?«
»Ja.«
»Mich wundert nur, John, daß du es nicht ausprobiert hast. Da komme ich nicht mit.«
»Was willst du hören?«
»Die Wahrheit.«
»Die habe ich dir schon gesagt.« Bill erhoffte sich von Suko Unterstützung, denn er schaute ihn an.
»Stimmst du John auch zu, wenn er sagt, daß er sich noch nicht sicher genug fühlt und deshalb mit einem ersten großen Test warten will?«
»Es ist dein Problem.«
»Aber so kommen wir nicht weiter, verdammt!«
»Weiß ich selbst«, mischte ich mich ein. »Es muß auch von dir zu begreifen sein, daß ich zuerst voll und ganz über die Kräfte und Funktionen des Sessels informiert sein möchte, bevor ich mich an seine Erkundung begebe.«
»Ja - das sehe ich ein.«
»Vielleicht zündet die letzte Spur«, sagte Suko.
Bill hob nur die Schultern. »Ich kann es euch nicht sagen, sondern nur hoffen. Denke ich allerdings an das Gesetz der Serie, so bin ich nicht sehr hoffnungsfroh, daran gibt es nichts zu rütteln. Wenn meine Information die mathematische Größe Null bringt, weiß ich nicht mehr weiter.«
»Wie gut ist denn dein Bekannter?«
Bill holte tief Atem. »John, ich habe ihn lange nicht mehr gesehen. Gérard Tigne hat sich auf gewisse Forschungen spezialisiert. Er ist Historiker, und einmal, als wir beide schon einiges getrunken hatten, da hat er sich scherzeshalber als einen Mystiker bezeichnet. Was da nun dahintersteckt, weiß ich nicht. Jedenfalls sieht er die Dinge nicht nur streng wissenschaftlich, er schafft es auch, hinter die Kulissen zu schauen, sagt er jedenfalls.«
»Dann werden wir abwarten.« Ich stand auf, weil ich mir einen Schluck zu trinken holen wollte. Es war warm im Raum, draußen lagen die Temperaturen ziemlich niedrig, so um die zehn Grad herum, manchmal etwas tiefer, und der Himmel zog sich immer mehr zu, wie ich durch das Küchenfenster erkennen konnte.
Ich holte Mineralwasser und Orangensaft, fand auch noch Gläser, stellte alles zusammen auf ein Tablett und brachte es meinen Freunden. Ich schenkte auch ein, mischte beide Flüssigkeiten und setzte mich wieder hin.
Das tragbare Telefon lag vor Bill auf dem Tisch. Der Reporter schaute es ununterbrochen an, als wollte er es hypnotisieren. Ich hoffte, ebenso wie meine Freunde, daß wir einen Erfolg erreichen würden, so

recht daran glauben konnte ich leider nicht.

Es war abgemacht, daß dieser Gérard Tigne im Laufe des Vormittags anrief. Jetzt hatten wir schon elf Uhr, und es hatte sich noch immer nichts getan.

Eigentlich hätte ja einer von uns im Büro sitzen und Stallwache halten müssen, aber dorthin wollten wir erst am Nachmittag fahren, ob mit oder ohne Nachricht.

Wir tranken langsam. Bill bot Zigaretten an. Ich griff zu, Suko nicht. Wieder Warten. Abermals den Gedanken nachhängen, die sich trotz aller Unterschiede einzig und allein um dasselbe Thema, nämlich den Sessel, drehten.

Warten, lauern, immer darauf gespannt sein, daß sich endlich etwas tat.

Und es tat sich tatsächlich etwas. Als der Apparat so hoch tutete, da zuckte nicht nur Bill zusammen. Er aber nahm den Apparat und klappte ihn auf.

»Conolly!«

Suko und ich beobachteten gespannt sein Gesicht. Als unser Freund lächelte und dann noch französisch sprach, da wußten wir, daß es funktioniert hatte.

Jetzt kam es darauf an.

Ich verhielt mich ebenso still wie Suko. Von zwei verschiedenen Seiten waren unsere Blicke auf Bill gerichtet.

Wir lauschten auch, um aus den knappen Antworten etwas heraushören zu können, was sehr schwer war, denn Bill hielt sich ziemlich zurück. Aber sein Gesicht hatte die Erwartung verloren, manchmal grinste er schmerzlich, er fragte auch nach, ohne jedoch Antworten zu bekommen.

Schließlich lehnte er sich zurück und kam zum Schluß. Er bat seinen Bekannten, am Ball zu bleiben und Bescheid zu geben, wenn sich etwas Neues getan hatte oder er eine Spur gefunden hatte. Sehr vorsichtig legte Bill den Apparat wieder auf den Tisch zurück, ließ noch für wenige Sekunden die Hand darauf liegen, um nachdenken zu können.

Ich hatte weniger Geduld als Suko und fragte: »War ein Schuß in den Ofen, wie?«

Bill räusperte sich. »Was ist das, ein Schuß in den Ofen?«

»Tu nicht so, als wüßtest du es nicht. Sag uns die Wahrheit, du wirst nicht geköpft.«

»Klar, wir sind nicht mehr im Mittelalter. Heute tötet man den Überbringer einer schlechten Nachricht nicht, aber gute Kunde habe ich keine, das vorweggenommen.«

»Wir sahen es deinem Gesicht an«, sagte Suko.

»Kann ich mir denken.«

»Hat dein Bekannter denn nachgeforscht?«
Der Reporter nickte Suko zu. »Und ob er das getan hat. Er hat in alten Büchern gesucht, er hat sich verschiedene Schriften angeschaut, aber es ist leider nichts dabei herausgekommen. Es war so, als wollte man ihn nicht weiterkommen lassen. Kam er auf den Sessel zu sprechen, erntete er nur Erstaunen und Unverständnis.«
»War es gespielt?«
»Das konnte er auch nicht genau sagen. Wahrscheinlich aber ist es echt gewesen. Man wußte oder wollte keinen Bescheid über den verdammten Sessel wissen. Er muß sich irgendwo befunden haben. Ich weiß, es klingt blöd, aber keiner konnte Gérard sagen, wer der Sessel einmal gewesen ist. Welcher Mensch und…«
»Aber man hat ihm abgenommen, daß es den Sessel gegeben hat. Oder etwa nicht?«
»Ja, das wohl schon…«
»Und weiter?«
»Da war die Wand, John! Er lief dagegen, es gab auch keine Aufzeichnungen darüber. Jedenfalls ist es ihm nicht gelungen, an welche heranzukommen.«
»Sieht nicht gut aus«, meinte Suko.
»Ja«, murmelte ich und nickte. »Demnach sind wir chancenlos und tappen im dunkeln.«
Das wollte Bill Conolly nicht so unterschreiben. »Was ist denn mit Hector de Valois?« fragte er.
»Was soll mit ihm sein?«
»Tu nicht so, John. Er ist dein Ahnherr, wenn ich das mal so sagen darf. Kannst du denn nicht Kontakt mit ihm aufnehmen, damit er dir sagt, wer dieser Sessel einmal als Mensch gewesen ist? Das müßte doch irgendwie zu bewerkstelligen sein, oder liege ich da völlig falsch?«
»Nein, glaube ich nicht.«
Er klatschte in die Hände. »Dann tu es doch!«
»Moment«, sagte ich. »Es ist ja nicht so, als hätte ich keinen Kontakt mit ihm gehabt. Das silberne Skelett hat schließlich auf dem Sessel gehockt, aber es hat mich nicht über dessen Herkunft aufgeklärt.«
»Hast du denn gefragt?«
»Nein.«
»Warum nicht?«
»Damals war ich noch nicht soweit.«
»Da muß ich John in Schutz nehmen«, meldete sich Suko. »Es ist wirklich schwierig, den Sessel und dessen Herkunft zu analysieren. Ich habe ja selbst auf ihm gehockt, und was ist dabei herausgekommen? Im Endeffekt nichts, der Sessel hat mich nur malträtiert. Er hat es geschafft, mich zu foltern. Es wäre ihm beinahe gelungen, mich zu

töten, und deshalb kann ich ihn verstehen. Wir wissen ja nicht mal, wie er uns gegenübersteht. Er kann ein Feind sein, muß es aber nicht. Und deshalb ist es besser, wenn wir so viel wie möglich über ihn herausfinden, bevor wir uns mit ihm beschäftigen.«

Der Reporter grinste breit. »Klingt fast wie abgesprochen zwischen euch beiden.«

»Ist es aber nicht.«

»Das glaube ich dir.«

»Hat dein Bekannter denn nicht wenigstens etwas gesagt?« Ich bewegte meine Hände, als wollte ich durch sie die nächsten Worte vorformulieren. »Irgendeine Spur, an die wir uns halten können. War das nur ein Schuß in den Ofen?«

»Danach sieht es aus«, gab Bill zu.

Ich hob die Schultern. »Dann wird uns kaum noch eine Hoffnung bleiben, und wir können den Knochen-Sessel zunächst mal vergessen, nehme ich an.«

»Du wirfst die Flinte zu schnell ins Korn, John.«

»Überhaupt nicht. Ich bin nur Realist. Vielleicht erhalten wir noch eine Chance, momentan sieht es danach jedoch nicht aus.«

Suko nickte.

Bill hob die Schultern. »Wir kennen uns jetzt verdammt lange. Aber das ist mir auch kaum passiert, daß wir hier so ratlos zusammensitzen und nicht einmal den minimalsten Erfolg ausweisen können. Irgendwo ärgert mich das ja.«

»Frag mich mal«, sagte ich.

Bill wollte die trübe Stimmung etwas auflockern. »Wie wäre es denn, wenn wir dieses Haus verlassen und etwas essen gehen?«

»Keinen Hunger«, sagte ich. »Trotzdem vielen Dank.«

»Ist dir der Mißerfolg auf den Magen geschlagen?«

»So ungefähr.«

»Und weiter?«

Suko gab die Antwort. »Ich denke, daß unser Büro lockt.«

Bill wollte es nicht glauben. Er regte sich künstlich auf. »Meine Güte, hier sitzen zwei Typen, die sich Geisterjäger nennen, die unzählige Male gegen die Hölle, Dämonen und was weiß ich nicht alles gefightet haben, und plötzlich seht ihr aus wie jemand, dem die Suppe voll und ganz verhagelt worden ist.« Er beugte sich vor. »Wo bleibt denn euer Biß, verdammt noch mal?«

»Hör auf«, sagte ich nur.

»Nein, John, ich höre nicht auf. Ich will dich wachrütteln. Es muß doch eine Spur geben. Ich glaube daran, daß Unterlagen oder Hinweise existieren. Alte Bücher, Sammlungen in Universitäten oder welche, die sich in Privatbesitz befinden. Ich werde selbst nachforschen, ob es an den Unis nicht weitere Experten gibt, die uns

mehr sagen können. Wäre doch mal interessant.«
»Das kostet Zeit«, bemerkte Suko.
»Die habe ich«, erwiderte Bill. »Und wenn ich sie nicht habe, dann werde ich sie mir nehmen. Das solltet ihr auch tun.«
Bücher, Folianten, alte Schriften, Manuskripte möglicherweise. Mir gingen die Andeutungen meines Freundes schon durch den Kopf und ließen mich auch nicht mehr los. Aber wer besaß eine so große Sammlung spezieller Literatur, denn es ging dabei ja nicht allein um Magie, sondern auch um die Historie.
Da kam mir ein Gedanke.
Lady Sarah Goldwyn!
Meine beiden Freunde sahen mir an, daß mir etwas eingefallen war. »Jetzt hat es bei dir gefunkt«, meinte Bill. »Ich höre es schon knistern.«
»Gar nichts hörst du.«
»Doch.«
»Sag schon«, mischte sich Sukos Stimme dazwischen.
»Sarah Goldwyn!«
Bill und Suko schauten sich an. Sie waren - im Moment zumindest - nicht so begeistert wie ich, stimmten mir dann allerdings zu, wenn auch etwas zögerlich.
»Lady Sarah hat eine große Sammlung von Büchern.« Bill räusperte sich. »Hast du sie denn noch nicht wegen dem Sessel angesprochen?«
»So ist es.«
»Dann bitte.« Er nahm das Telefon und legte es mir auf den Schoß. Suko stand auf und bewegte sich durch den Raum in Richtung Tür.
Ich wählte. Weder Lady Sarah noch Jane Collins befanden sich auf einer Urlaubsreise. Sie waren in London, aber ich erreichte sie nicht zu Hause, denn der Ruf ging nicht durch.
»Ärger?« fragte Bill, als er mein Kopfschütteln sah. »Stimmt etwas nicht mit dem Apparat?«
Ich winkte ab und wählte erneut. Das Ergebnis war wieder das gleiche. Kein Durchruf; deshalb hebt auch niemand ab. Ich war auf eine tote Leitung gestoßen, und das wiederum machte mich nicht nur nachdenklich, sondern auch mißtrauisch.
Als der dritte Versuch hinter mir lag, kehrte Suko zurück. Er rieb noch seine feuchten Hände gegeneinander. »Was hat sie gesagt?«
»Nichts, sie hebt nicht ab. Es klingelt nicht mal. Die Leitung ist tot.«
Suko hatte sich hinsetzen wollen, blieb aber stehen und schüttelte den Kopf. »Wenn ich dich so ansehe, kannst du mir keine Erklärung geben, denke ich.«
»Richtig.«
»Ist da was passiert?«
Ich hob die Schultern.
Bill nahm die Tatsache nicht so tragisch. Er suchte nach einer

normalen Erklärung. »Daß die Leitung tot ist, kann mehrere Gründe haben«, sagte er. »Reparaturarbeiten, zum Beispiel. Da ist möglicherweise das Netz zusammengebrochen. Es wäre ja nicht das erste Mal, daß so etwas passiert.«

»Kann sein.«

»Und man kann es feststellen.« Bill winkte und bekam von mir den Apparat gereicht. »Ich werde mich mit dem entsprechenden Amt in Verbindung setzen. Mal schauen, was daraus wird.«

Um es vorwegzunehmen, es wurde gar nichts daraus. Wir saßen noch immer ratlos zusammen, diesmal allerdings mit einem leichten Schauer auf dem Rücken.

»Nun ja, nachsehen wäre ja auch nicht das Verkehrteste«, meinte der Reporter.

Ich stand auf. »Das werde ich auch.« Mein Blick traf Suko. »Was ist mit dir? Bist du dabei?«

»Dumme Frage. Mitgegangen, mitgehangen.«

Bill Conolly brachte uns bis zur Tür. »Tut mir ja leid, daß ich euch nicht helfen konnte, aber man muß auch mit Niederlagen leben können.«

»Oder sie in Siege umwandeln«, sagte Suko.

»Das ist natürlich optimal.«

Es waren Bills letzte Worte, bevor wir in den Rover stiegen und starteten. Das Tor am Ende des großen Vorgartens war nicht geschlossen. Wir rollten hindurch und unserem neuen Ziel entgegen.

Beide waren wir gespannt, aber auch sehr schweigsam und bedrückt…

***

Jane Collins war in Schweiß gebadet, was nicht allein an ihrer psychischen Situation lag, sondern auch an der Physis, denn die hatte stark arbeiten müssen, und das alles unter den Augen der Deborah Taft und deren Revolver.

Jane hatte ihr Zimmer umräumen müssen. Alle im Wege stehenden Möbelstücke so gut wie möglich an den Wänden verteilt oder in den Flur gestellt, damit in der Mitte des Raumes Platz geschaffen wurde. Den brauchte die Taft.

Nicht für sich, wie sie Jane mit kalter und dabei in Vorfreude vibrierender Stimme erklärt hatte, sondern für sie, Jane Collins, denn sie war der Mittelpunkt.

Jane konnte sich nicht vorstellen, was das zu bedeuten hatte. Nur war ihr während der Schufterei keine Zeit geblieben, über einen Fluchtversuch nachzudenken, die Taft wußte, wie man einen Menschen bewachte. Es machte ihr nichts aus, den Finger am Abzug zu halten. Sie hatte sich verdammt stark unter Kontrolle, sie gab Jane

nicht die geringste Chance zur Flucht und nickte schließlich, als der Platz in der Mitte des Raumes groß genug für sie war.

»Ja, das ist gut«, sagte sie.

Jane blieb stehen. Sie drückte ihr Haar zurück. Sie schaute die Taft an, und in ihren Pupillen lag ein harter Blick. »Wozu soll es gut sein, verdammt?«

»Für dich.«

»Mehr nicht?«

»Du brauchst einen Ort, um zu sterben. Und dieses Zimmer finde ich dafür ideal.«

Jane verzog die Lippen. »Das hätten Sie auch einfacher haben können, denke ich.«

»Sicher, Jane. Nur wollte ich es nicht. Der Teufel hat mir, Lady Luzifer, freie Bahn gelassen, verstehst du? Ich kann und darf mit dir machen, was ich will. Und darüber bin ich verdammt froh. Endlich kann ich mich ausleben.«

»Das hättest du in deinem Club tun können.«

»Dort gab es keine Feinde, nur Gäste, aber du, Jane, bist eine Feindin von mir.«

»Die dir nichts getan hat.«

»Nicht direkt.«

»Und indirekt?«

»Auch nichts, aber«, sie fuhr schnell fort, bevor Jane noch einhaken konnte. »Du hast den Teufel beleidigt, und das ist schlimm, denn er ist mein Herr.«

»Ein feiger Herr. Warum ist er nicht selbst erschienen?«

»Kann ich dir auch sagen. Er wollte mir den Spaß gönnen. Denke an meinen Namen, Lady Luzifer. Er sagt alles, ich liebe ihn, ich mag ihn, ich werde ihm jeden Gefallen tun, denn das wiederum bedeutet für mich Macht, Geld und Einfluß.«

»So denken viele, aber ich kenne einige, die sich dabei geirrt haben. Sie sind schwer reingefallen, das kannst du mir glauben. Durch den Teufel oder einen Pakt mit der Hölle ist noch kein Mensch glücklich geworden. Sie haben alle bezahlt, und kein Sterben war dabei normal, immer nur grauenhaft und schrecklich. Ich wollte dich daran nur noch einmal erinnern.«

»Es ist mir egal, was du denkst. Das ist nichts anderes als Schattenboxen, denn du bist die Verliererin, nicht ich. Du siehst dich in der Lage einer verzweifelten Frau, die mit aller Macht versucht, ihr Leben zu retten, was dir leider nicht gelingen wird.« Jane Collins hob die Schultern. »Ich spreche da aus Erfahrung.«

»So redet eine Tote.«

»Ich lebe.«

»Nur liegt dein Leben in meiner Hand.« Die Taft schüttelte den Kopf.

»Daß du es noch immer nicht begreifen willst, das wundert mich wirklich.« Sie kam näher. Bisher hatte sie sich an der Tür aufgehalten.

Deborah ging gleitend. Jane kam sie verändert vor, als hätte in ihrem Innern ein Austausch stattgefunden. Ihr Blick war eisig, die Augen bewegten sich nicht mehr, das dunkle Blau war in ein kaltes Grün übergewechselt.

Sie zielte auf Jane. Die Mündung zeigte auf den Kopf der Detektivin, genau zwischen die Augen.

»Knie dich hin, und dann wirst du dich rücklings zu Boden legen.«

»Warum?«

»Tu es!«

Jane nickte. »Okay, du hast die Kanone. Du stehst am längeren Hebel.«

»Wie schön, daß du es einsiehst.«

Jane Collins sackte in die Knie. Sie tat es mit einer langsamen Bewegung, hielt den Kopf dabei erhoben, denn sie wollte die Taft nicht aus den Augen lassen.

Die Frau stand ziemlich nah vor ihr. Sie glotzte starr auf sie nieder. Auch die Waffe hatte sie jetzt gesenkt, und die Mündung wies von oben her auf den Kopf der Detektivin. Sie kam ihr vor wie ein großes, böses Auge.

Jane sackte zusammen. Sie tat es so, daß die Taft es auch merkte. Ließ die Schultern fallen und gab sich den Anschein, als wäre jeder Funke Widerstandswille aus ihrem Körper verschwunden. Sie machte den Eindruck einer Frau, die am Ende war.

»Gut, gut«, flüsterte Lady Luzifer. »So und nicht anders habe ich dich haben wollen. Deine Haltung ist beinahe schon perfekt. Du könntest mir die Füße küssen.«

Die sah Jane vor sich, wenn sie zu Boden schaute. Blickte sie hoch, hatte sie den Eindruck, eine Riesin vor sich stehen zu haben, die bis an die Zimmerdecke wuchs.

Auf halber Höhe sah sie die Waffe. Arm und Revolver warfen sogar noch einen Schatten auf den Boden. Der Finger lag nicht mehr am Stecher, diese Person fühlte sich sicher, nachdem es ihr gelungen war, Jane zu demütigen.

Zu sicher…?

Daß sie schlimme Dinge mit ihr vorhatte, wußte Jane genau. Sie hatte nie aufgegeben, nach einem Ausweg aus dieser Lage zu suchen, und sie würde irgendwann handeln müssen, das stand fest. Je früher desto besser. Vielleicht jetzt?

Sie schielte auf die Waffe.

Schwarz und tödlich, von einem Geruch umgeben, der nach leichtem Waffenöl roch. Sie schien damit lange nicht mehr geschossen zu haben. In Janes Augen hatte sie glücklicherweise einen Fehler

begangen, denn sie stand sehr nahe, zu nahe…

Und Jane spielte ihre Rolle weiter. Sie senkte den Kopf, die Hände stützte sie auf den Boden. Mit offenem Mund holte sie keuchend Atem. »Bitte, ich…«

»Leg dich hin! Auf den Rücken!«

Der Befehl war klar und deutlich gesprochen worden, aber auch Jane handelte entsprechend.

Sie packte zu.

Nicht mit einem Wimpernschlag hatte sie dies zu erkennen gegeben. Sie mußte auf den Moment der Überraschung zählen, und der trat ein, als sie die Beine der Frau in Knöchelhöhe umklammerte.

Sie schrie.

Auch die Taft brüllte auf.

Jane aber ließ die rechte Hand der Person nicht aus den Augen, bekam mit, wie sie und die Waffe sich bewegten, jedoch kein Ziel mehr fanden, denn genau im richtigen Augenblick hatte die Detektivin ihre Gegnerin von den Beinen gerissen.

Lady Luzifer schoß noch, die Kugel jagte nicht in den Körper, sondern in den Teppich. Der nächste Schlag erwischte die Frau im Gesicht, da hatte Jane mit dem Ellbogen zugedroschen. Die Spitze des Arms war gegen das Kinn gekracht. Der Kopf flog zurück. Sie konzentrierte sich auf die rechte Hand der Waffe, denn noch immer hielten die Finger den Revolvergriff umklammert.

Sie wollte die Waffe haben. Mit beiden Händen und auf dem Boden liegend grapschte sie nach der Waffe. Ihre Hände fanden auch das Gelenk, rutschten daran ab, und da die Finger leicht gekrümmt waren, hinterließen die Nägel blutige Streifen. Den Revolver bekam sie nicht.

Dafür rollte sich die Taft zur Seite.

Sie fluchte, sie transpirierte, und Jane hatte das Gefühl, als würde Schwefeldampf aus den Poren dringen.

Sie warf sich auf die Taft!

Die bockte im gleichen Augenblick. Jane bekam ihren Rücken zu spüren, prallte mit der Kinnspitze auf die Schulter und faßte dann mit beiden Händen nach dem rechten Arm, um den Revolver abzulenken.

Es klappte nicht so ganz. Jane mußte feststellen, daß die Taft mit fast schon übermenschlichen Kräften ausgerüstet worden war. Der Teufel persönlich hatte sie stark gemacht.

Während Jane auf dem Rücken der Person hing, richtete die sich wiederum halb auf. Aus ihrem jetzt offenstehenden Mund drang ein wölfisches Knurren. Lady Luzifer spannte alle ihre Muskeln an, um die Last loszuwerden.

Dieser Kraftakt blieb Jane nicht verborgen. Unter sich spürte sie den gespannten Körper und auch einiges von der Kraft, die in ihm steckte. Sie würde sich nicht mehr lang halten können, dann wurde sie

abgeschüttelt wie ein welkes Blatt.

Die Taft drehte sich. Zum Glück nach links, wo die Tür nicht allzuweit entfernt war. Jane wußte, daß sie keine Chance mehr hatte, rechtzeitig genug an die Waffe heranzukommen. Sie umfaßte den Arm nur mehr mit der rechten Hand. Mit der linken schlug sie in den Nacken der Frau, wo die Handkante wie auf einem Trampolin abfederte und Jane keinen Erfolg erzielen konnte.

Es war für sie furchtbar. Je länger sie kämpften, um so stärker wurde die Person unter ihr. Der Teufel schien ihr seinen Atem einzuhauchen, und er ließ nicht locker.

Jane hörte das harte Lachen. Eine Vorfreude auf das Kommende, denn plötzlich kam Schwung in die Gestalt. Mit einem Ruck und dem gleichzeitigen Durchdrücken des Körpers wollte die Taft Jane Collins zur Seite schleudern, damit sie endlich die Chance hatte, an sie heranzukommen.

Jane fiel auch, aber sie rollte sich über den Boden, und das mehrmals, damit sie in die Nähe der Tür geriet.

Bevor die Frau schießen konnte, war Jane Collins mit einem Hechtsprung über die Schwelle geflogen. Sie landete im Flur, zog sofort die Beine an, um kein Ziel mehr zu bieten und in den toten Winkel zu gelangen, denn nun kam es auf Sekunden an.

Wieviel Zeit ihr blieb, konnte sie nicht sagen. Hoffentlich war es nicht zu wenig.

Jane stand nicht auf, sie flog hoch, und sie sah vor sich den Beginn der Treppe wie einen schräg nach unten führenden Tunnel, der in die Düsternis des Flurs einmündete. Da unten mußte sie hin, denn dort befand sich die Haustür. Jane mußte es gelingen, eine Scheibe im Parterre einzuschlagen, um andere Menschen aufmerksam zu machen.

Jane tat das einzig Richtige in ihrer bedrängten Situation - sie holte noch einmal tief Luft und sprang.

Über den Rand der obersten Stufe hinweg glitt sie, prallte danach auf die zweite, knickte dort zusammen, rutschte der dritten und vierten Stufe entgegen und wußte plötzlich, als sie auf der fünften angelangt war, daß sie sich nicht mehr fangen konnte.

Nicht, wenn sie sich nicht festhielt. Bevor sie kippte und kopfüber die Treppe hinabstürzte, schlug ihre Hand nach links, und sie bekam den Handlauf des Geländers zu fassen. Eisern hielt sie sich daran fest, sie merkte das Ziehen in ihrem Arm, als sollten die Muskeln gesprengt werden, und der Schwung ließ sie noch ein Stück vorrutschen, ehe sie sich wieder fangen konnte.

Jane mußte aufstehen, um die Treppe normal hinablaufen zu können, und sie wollte sich auch nicht umdrehen, nur keine Sekunde verlieren. Jane freute sich, als sie endlich auf den Beinen stand und mit der linken Hand das Geländer festhielt. Dann lief sie.

Und sie kam genau drei Stufen weiter, befand sich jetzt auf der Treppenmitte, als der Schuß hinter ihr aufpeitschte. Sie hörte das Geräusch und rechnete mit dem harten, alles vernichtenden Schlag in ihren Rücken, doch dieser Treffer blieb aus.

Statt dessen sah sie, wie dicht vor ihr an der linken Seite ein Teil des Geländers regelrecht wegspritzte, als die Kugel dort einschlug, ein Loch und eine Schramme zugleich hinterließ. Ein heller Fetzen blieb zurück, das war alles.

Und das Lachen in Janes Rücken.

Geifernd und widerlich, gleichzeitig auch siegessicher und triumphierend. In dieses Geräusch hinein mischten sich die Worte, die als höhnische Frage gestellt wurde. »Willst du wirklich verschwinden, Süße? Soll ich dir eine Kugel in den Rücken schießen? Aber so, daß du überlebst und als Gelähmte zurückbleibst. Ich treffe, du hast es gesehen. Ich schieße nur vorbei, wenn ich es will.«

Die Detektivin blieb mit zitternden Knien auf der Treppe stehen. Sie legte den Kopf zurück, atmete tief durch, starrte zur Decke und sah, wie sie allmählich verschwamm und zu einem grauen Wellenberg wurde. Er hob und senkte sich. Jane hatte den Eindruck, als würde sie im nächsten Augenblick von ihm zerdrückt. Es war einfach die Erschöpfung und das Wissen, verloren zu haben, denn die Taft hatte recht. Die nächste Kugel würde sie treffen.

Jane hob beide Hände. Das Zeichen wurde von Lady Luzifer verstanden. »Wie schön für dich«, sagte sie sarkastisch, »daß du es endlich eingesehen hast. S6 geht es nicht weiter, nein, so geht es nicht weiter. Ich habe hier zu befehlen, nicht du! Umdrehen, aber langsam, so daß ich nicht erst wütend werden muß.«

Jane wollte noch einmal tief durchatmen, dann kam Jane der Aufforderung sehr gemächlich nach.

Die plötzliche Stille wirkte auf sie bedrückend und angsteinflößend. Ein kalter Schweißfilm bedeckte ihren Körper, und schließlich stand sie der Taft gegenüber. Nur eben weiter unten. Wieder schaute die andere auf sie herab, und wieder blickte Jane in die Mündung der Waffe.

Die Taft stand oben, Jane unten!

Das Bild hatte sich nicht verändert. Es war eben so geblieben, und daran hatte Jane zu knacken. Der kalte, bösartige Ausdruck war nicht aus den Pupillen der Frau verschwunden. Nach wie vor leuchteten sie in einem tiefen eisigen Grün, als wären es geschliffene und eingefärbte Kristalle, die sich dort breitgemacht hatten.

Das Gesicht der Frau lag teilweise im Schatten. Der düstere Schein machte aus ihm eine Maske.

»Komm hoch, Süße…«

Jane nickte. »Okay, ich komme.«

Sie ging schleppend die Stufen wieder hoch. Bleigewichte hingen an ihren Füßen. Plötzlich verspürte sie Schmerzen. Sie war bei ihrem halben Fall auf die Stufen und gegen das Geländer geschlagen.

Das war nicht ohne Folgen geblieben.

Lady Luzifer erwartete sie. Die Frau war einen Schritt zurückgetreten und hatte sich breitbeinig aufgebaut. Dafür hatte sie den engen kurzen Rock noch höher gezogen. An den Seiten war er sogar eingerissen. Diese Person kam Jane vor wie eine einzige Provokation, wie ein Monstrum oder die mit teuflischer Kraft gefüllte Weiblichkeit, die alles erdrücken wollte.

Jane überwand auch mühsam die letzte Stufe und wandte sich nach rechts. Dort lag ihr Zimmer. Die Taft hatte auch nichts dagegen, sie bewegte die Waffe mit.

Beide Hände hielten den Revolver fest, sie wollte auf Nummer Sicher gehen. Dann aber löste sie die linke Hand und rammte sie einen Moment später vor.

Der Schlag traf Janes Gesicht.

Erst hörte sie das Klatschen, und sie dachte für einen winzigen Moment, daß eine andere Person getroffen worden war.

Dann aber kam der Schmerz.

Er war brühend, wie eine Lohe. Jane glaubte, daß die Haut plötzlich Feuer gefangen hatte und brannte. Sie war ins Trudeln geraten und prallte gegen die Flurwand.

Dort blieb Jane für einen Moment stehen, während Tränen in ihre Augen schossen und den Blick verschleierten. Die Taft sah sie nur als Schatten, der sich allerdings bewegte, als wollte er kein Ziel.

Möglicherweise bildete sich Jane das auch nur ein.

Allmählich klärte sich ihr Blick. Sie wischte die ersten Tränen fort. Die getroffene Wange brannte noch immer. Jane fühlte sich auch innerlich verletzt, die Scham über ihre Niederlage saß tief, und ihre Knie fingen an zu zittern.

Durch den Nebel in ihrem Gehirn hörte sie die Worte der Lady Luzifer. »Tu das nie wieder, Jane Collins! Tu das nie wieder! Denk immer daran, wie stark ich bin!« Sie kam noch einen Schritt vor und stand jetzt so dicht vor der Detektivin, wie sie es haben wollte. Jane spürte den Lauf des Revolvers abermals. Nicht an ihrer Wange. Unter dem Kinn, dort, wo die Haut weich war, bekam sie den Druck. Ihr wurde die Luft abgeschnürt, und sie war auch nicht in der Lage zu schlucken.

Die Taft genoß die Situation. Sie lächelte, sie war bösartig, sie war ein Stück Hölle, vom Teufel gesandt, und sie faßte mit der linken Hand in Janes Haar. Ihre Finger wühlten es auf, sie ließen die Strähnen zurückgleiten, faßten dann abermals zu, klammerten sie fest, und wenig später zerrte sie daran.

Janes Kopfhaut brannte. Sie unterdrückte nur mühsam einen Schrei, aber den Triumph wollte sie ihrer Peinigerin nicht gönnen.

Lady Luzifer aber lachte. »Stark, wie? Du schreist nicht, du flüsterst nicht, du winselst auch nicht, obwohl es dir weh tun muß. Ich kenne ja meinen Griff. Aber eines sage ich dir, Süße, noch schreist du nicht und hältst dich unter Kontrolle. Aber du wirst schreien, das kann ich dir versprechen. Was meinst du, wie du schreien wirst, wenn deine blonde Mähne brennt…«

Jane erschrak zutiefst. Sie glaubte der Person, daß sie keine leeren Drohungen ausgestoßen hatte, nicht die Taft. Die würde mit allen Mitteln versuchen, Jane zu quälen und zu demütigen, und sie ließ die Haare auch nicht los, als sie sich drehte. Jane mußte die Bewegung mitmachen. Die Taft drückte ihren Kopf nach unten, sie demütigte Jane noch mehr, die ihr einfach folgen mußte.

So zerrte Lady Luzifer ihr Opfer wieder zurück in das Zimmer, um das grausame Spiel von vorn zu beginnen.

Sie schleuderte die Detektivin wuchtig auf das Bett.

Es federte unter ihr nach, und Jane war auch auf den Rücken gefallen. Sie drehte sich dann halb auf die Seite, um Lady Luzifer anschauen zu können.

Wieder stand sie breitbeinig neben dem Bett, den Revolver mit beiden Händen haltend. Ihr Grinsen war eisig und ohne Gefühl. Die Haut schimmerte, als wäre sie mit einem Öl eingerieben worden, halb geöffnet war der Mund. Aus ihm drangen die Atemzüge zischend hervor, und Jane konnte sich vorstellen, daß sie auch eine Schwefelwolke ausstieß, um zu dokumentieren, wie nahe sie Asmodis war.

Das aber tat sie nicht.

Die Taft steckte die Waffe in den Rockbund. Hoffnung für Jane? Nein, sie glaubte es nicht. Diese Frau hielt alle Trümpfe in der Hand, und Jane wunderte sich, daß sie es nicht schaffte, auch ihre Kräfte zu aktivieren, die noch vorhanden waren.

Der Rest einer schrecklichen Zeit. Man konnte sie als Hexenkräfte ansehen, doch Jane setzte sie nicht als solche ein. Sie spielte nicht mit ihnen, denn sie wußte auch, daß sie zu leicht die Kontrolle darüber verlieren konnte.

Jetzt aber hätte sie sich diese Kräfte gewünscht, um Deborah Taft Paroli bieten zu können. Leider war nichts zu spüren, und Jane dachte natürlich fieberhaft darüber nach, wie sie ihre Kräfte zur Geltung bringen konnte.

Die Taft war eine Hexe. Eine im bösen Sinne. Eine, vor denen man Furcht haben mußte. Sie hatte sich der Hölle verschrieben, und die Hölle würde ihr auch die nötigen Kräfte mit auf den Weg gegeben haben.

»Habe ich dir nicht versprochen, daß deine Haare brennen werden, kleine Jane?« Ihre Stimme zitterte vor Erregung. »Brennen in meinem Feuer, in meinem Hexenfeuer. Ich freue mich darauf, denn es wird lodern, es wird dich erfassen, und du wirst in den Flammen der Hölle zerschmelzen.«

Jane hörte sie reden und fragte sich, weshalb sie nicht aufsprang und die Frau angriff.

Etwas hielt sie zurück. Ihre Arme und Beine gehorchten ihr nicht mehr.

Sie kam sich vor wie jemand, dem die Muskeln und damit auch die Kraft genommen worden war.

Das war nicht normal, da hatte jemand anderer seine Hände im Spiel, und sie konnte sich vorstellen, daß der Teufel wie mit einer Fernsteuerung eingegriffen hatte, so gab er seiner Dienerin auch noch auf die Distanz hin Schutz.

Lady Luzifer genoß es. Sie freute sich über die Wehrlosigkeit ihrer Feindin, und als sie den Blick senkte, da zeigte ihr Gesicht eine kalte und teuflische Schönheit.

Sie war nicht die böse, die grausame und schlimme Hexe, wie man sie aus Märchen und Legenden kannte. Sie hatte sich der modernen Zeit angepaßt und auch deren Ausschweifungen aufgenommen, um einen Sex-Club zu führen. Da kam einfach alles zusammen, die Gier, die Lust und über allem schwebte das Böse.

Sie nickte Jane zu. Sie bewegte ihre Hände. »Ich habe vom Feuer gesprochen«, sagte sie. »Du hast es hoffentlich nicht vergessen.« Sie sprach schnell und flüsternd, aber Jane achtete nicht auf sie, sondern einzig und allein auf ihre Hände, die gegeneinander rieben. Ein »trockenes« Geräusch entstand und plötzlich die ersten Funken.

Funken bedeuten Feuer. Und Feuer hatte die Taft Jane Collins versprochen.

Sie rieb schneller, weil sie effektiver werden wollte. Diesmal blendeten Jane keine Funken, sondern die ersten dünnen Flämmchen, die über die Finger tanzten.

Nicht nur dort.

Sie fanden ihren Weg.

Sie zuckten auf die liegende Detektivin zu, »suchten« ihr Gesicht und die Haare.

Lady Luzifer aber lachte!

***

Suko war in dem abgestellten Rover geblieben, während ich durch den Vorgarten auf die Haustür zueilte und dabei gegen die unteren Fenster schaute.

Es war nichts zu sehen. Da bewegte sich keine Gardine, und auch

sonst kam mir nichts verdächtig vor. Auf der einen Seite war es gut, auf der anderen weniger, denn ich konnte mich noch immer nicht von dem verdammten Gefühl lösen, daß in diesem Haus etwas nicht stimmte oder etwas geschehen war.

Dann stand ich vor der Tür und schellte.

Beide Frauen waren nicht schwerhörig. Es schrillte auch keine Glocke, dafür wehten sanfte Töne durch den Flur und sicherlich auch hoch bis in die erste Etage hinein.

Das Klingeln mußte gehört werden, falls jemand im Haus war. Aber es wurde nicht geöffnet.

Ich ärgerte mich jetzt, daß ich für das Haus keinen Zweitschlüssel besaß. Damit wäre ich ein schönes Stück weiter gekommen. So aber stand ich davor und konnte auch keinen Dietrich einsetzen, denn Lady Sarah hatte sich an der Haustür ein supermodernes Schloß einbauen lassen, das vor allen Dingen von einem Laien wie mir nicht zu knacken war.

Ich mußte draußen bleiben.

Nach dem zweiten vergeblichen Klingeln verließ ich meinen Platz an der Tür und schritt, an den Fenstern vorbei, durch den Vorgarten, wo meine Füße auf weichen Untergrund trafen, denn hier war kein plattierter Weg entstanden.

Ich hätte durch ein etwas höher gelegenes Flurfenster schauen können, wenn nicht die Gardine davorgezogen worden wäre. Anders verhielt es sich beim Küchenfenster. Da hatte ich freie Sicht und blickte in einen Raum, der nicht aufgeräumt war, auch wenn er so aussah. Ich kannte Lady Sarah Goldwyn, und ich wußte, wie pingelig sie war. Sie würde nie die Gläser vom letzten Abend ungespült auf der Spüle stehenlassen, das paßte einfach nicht zu ihr.

Hier aber standen sie.

Ich drehte den Kopf, konnte aber nichts entdecken, was mein Mißtrauen vertieft hätte.

Ziemlich ratlos stand ich vor dem Fenster, die Stirn in Falten gelegt und nachdenkend.

»He, was ist denn?«

Als ich Sukos Stimme hörte, drehte ich mich um. Mein Freund war ausgestiegen. Er stand jetzt neben dem Rover, hatte die Hände in die Seiten gestemmt und schaute zu mir herüber.

Ich hob die Schultern.

»Nicht da?«

»Sieht so aus.«

»Dann laß uns fahren.«

Davon war ich nicht begeistert, ging aber trotzdem zu meinem Freund zurück, dem mein nachdenkliches Gesicht auffiel und der deshalb nicht wieder einstieg.

»Dich stört was, John.«
»Genau.«
»Und was, bitte?«
Ich erklärte es ihm.
Suko lachte mich fast aus. »Hör doch auf mit deinen ungespülten Gläsern, Mann.«
»Nein, nein, du kennst Sarah nicht.«
»Doch. Vielleicht nicht so gut wie du, aber immerhin…«
Ich ließ ihn nicht ausreden. »Wir haben angerufen, und der Ruf ging nicht durch.« Ich drehte mich etwas zur Seite und schaute gegen die Fassade. Als ich mich schüttelte, fragte Suko: »Was hast du denn jetzt?«
»Seltsam, aber es kommt mir beinahe so wir wie ein Totenhaus.«
»Das ist Einbildung, John.«
»Oder Voraussicht.«
»Hör auf.«
Ich achtete nicht auf ihn und murmelte: »Eigentlich möchte ich hier nicht weg, verstehst du?«
»Nein, aber ist egal. Sag mir statt dessen, was du machen willst? Hier stehenbleiben und Wache halten?«
»Das würde auch nichts bringen.«
»Sondern?«
»Ich will rein.«
»Toll.« Er nickte. »Kannst du mir auch sagen, wie du das anstellen willst? Bestimmt nicht durch die Tür, denn die ist optimal gesichert. Oder willst du eine Scheibe einschlagen?«
»Das wäre die letzte Möglichkeit.«
»Und die vorletzte?«
»Laß uns doch mal nachschauen, wie es an der Rückseite, hinten im Hof, aussieht.«
Suko zeigte sich nicht begeistert. »Da sieht es so aus wie hier, nur etwas herbstlicher.«
»Darüber kann ich nicht einmal lachen.« Zu diesem Zeitpunkt war mir jeder Humor vergangen. Es sah alles so normal aus, aber meine innere Stimme warnte mich und erklärte mir, daß diese Normalität nur aus einem Schein bestand.
Wir hatten während der Fahrt vom Wagen noch zweimal bei Sarah Goldwyn angerufen. Ohne Erfolg, der Ruf war nicht einmal durchgegangen, alles tot. Als wäre die Leitung zusammengebrochen.
Suko legte eine Hand auf meine Schulter. »Gehen wir uns die Rückseite mal anschauen. Ich will dir den Spaß nicht verderben.«
»Das ist kein Spaß, Suko. Es würde mich in gewisser Weise nur beruhigen.«
Er schaute mich von der Seite her an. »Tatsächlich?«

»So ungefähr.«
Uns war bekannt, wie wir den hinteren Hof erreichen konnten. Dazu mußten wir durch eine schmale Einfahrt gehen, die allerdings lag ein Stück weiter entfernt. Sie bildete einen Einschnitt in der Front der unterschiedlich aussehenden Stadthäuser.
Hier hatten die Bewohner zusammengelegt und den Innenhof sanieren lassen, damit alle etwas davon hatten. So etwas wie ein kleiner Park war entstanden. Mit grünen Inseln, mit Bäumen, Bänken und rötlichem Pflaster auf dem Boden. Sandkästen gab es ebenso wie Ruhezonen unter den Bäumen und zwei Grillstände.
Um diese Zeit waren wir allein auf dem Hof. Es spielten auch keine Kinder. Das sah im Sommer natürlich anders aus, doch nicht bei diesem Wetter.
Wie viele Häuser war auch das der Sarah Goldwyn gestrichen worden. In einer hellen, leicht beige schimmernden Farbe, und es hob sich etwas von dem dunkleren Nachbarhaus ab. In der Nähe des Goldwynschen Hauses wuchsen die Bäume hoch bis zum Dach, und sie breiteten ihre Äste oder Zweige wie Arme aus, deren Enden an einigen Stellen schon die Hauswand erreichten oder erst dicht vor den Fensterscheiben endeten. Bei starken Windstößen kratzten sie über die Scheiben hinweg.
Jeden Herbst ließ Sarah die Bäume schneiden, in diesem Jahr war es noch nicht geschehen.
Wir blieben vor der Hintertür stehen, und Suko probierte, ob sie offen war. Kopfschüttelnd kehrte er zurück. »Geschlossen.«
Ich nickte nur und schaute auch weiterhin an der Rückseite hoch. In der ersten Etage hatte sich Jane Collins ihre kleine Wohnung eingerichtet.
Sosehr wir auch schauten, es gab nichts für uns zu entdecken. Keine Bewegung hinter den Scheiben, nicht der Umriß einer Person, die durch den Raum schritt.
»Sie sind beide nicht im Haus«, sagte Suko. »Da kannst du suchen, wie du willst.«
»Ja, ich weiß.«
»Du bist trotzdem nicht beruhigt.«
»Leider. Ich komme selbst nicht zurecht, Suko. Ich weiß nicht, was es ist. Okay, das Telefon. Die Leitung ist gestört, ist gekappt worden oder noch mehr. Alle anderen Anschlüsse sind dagegen okay. Warum ist dann der eine tot?«
»Also doch Einbrecher?«
»Das habe ich nicht gesagt.«
»Ha, ha, ich kenne dich, John. Ich weiß ziemlich genau, was in deinem Kopf vorgeht.«
Ich wischte über meine Stirn und fragte: »Ist es denn ein Einbruch,

wenn dies bei Bekannten oder Freunden geschieht?«

»Dem Gesetz nach schon. Oder siehst du irgendwelche Probleme für die beiden?«

»Nein.«

»Dann ist es keine Notsituation.«

Ich preßte die Lippen zusammen. Suko hatte ja so verdammt recht. Es war keine Notsituation. Noch einmal schaute ich an der Rückfront hoch und konzentrierte mich auf die Fenster in der ersten Etage. Sie lagen ziemlich hoch.

Ich sah das Licht!

Zuerst schüttelte ich den Kopf, weil ich an eine Täuschung glaubte. Suko hatte es nicht gesehen, er interessierte sich mehr für den Hof, mir aber war es aufgefallen.

Es flackerte, es huschte, und es war dort entstanden, wo Janes größtes Zimmer lag. Ein unruhiges Licht, kein elektrisches, wie ich schon beim ersten Anblick erkannt hatte, sondern eine sich bewegende Flamme, die hochgezuckt und dann wieder verschwunden war.

Feuer vielleicht?

Ich machte Suko darauf aufmerksam, der mich zuerst anschaute wie jemand, der ihm eine schlimme und unglaubliche Nachricht überbracht hatte und dann fragte: »Bist du dir sicher?«

»Ja.«

»Okay, was willst du tun?«

»Bevor ich hier eine Scheibe einschlage, versuche ich es über den Baum. Ich klettere hoch.«

Er lachte, doch es erstickte sehr bald, denn da hatte Suko ebenfalls den huschenden Schein gesehen, der wie eine lange Welle hinter der Scheibe auslief. »Spielt da jemand mit Feuer?«

»Kann ich mir nicht vorstellen.«

»Doch, John, aber wer?«

Ich gab keine Antwort, schaute wieder hin und mußte feststellen, daß wieder alles normal war. Keiner von uns entdeckte einen dritten Flammengruß.

Was also tun?

Für mich stand fest, daß ich der Wohnung einen Besuch abstatten würde. Ich deutete den Baum hoch. »Das ist der Weg, Suko.«

Er sagte nichts, weil er wußte, daß etwas getan werden mußte. Denn was in Janes Wohnung vorging, war nicht normal…

***

Das Feuer huschte auf die Detektivin zu. Es kam ihr vor wie eine Flammenkette, die sie umfangen wollte, doch im letzten Augenblick abdrehte und dicht über ihr Gesicht hinwegstrich. Jane spürte noch

den Hitzeschweif, dann huschte bereits das nächste Feuer heran, glitt ebenfalls vorbei und drehte sich über ihrem Gesicht zu einem Feuerkreis zusammen, als wollte er sich als Heiligenschein auf ihren Kopf setzen.

Jane verkrampfte sich, weil sie damit rechnete, daß die Flammen ihr Gesicht zerstören würden.

Aber auch sie verschwanden.

Dafür hörte sie noch immer das Lachen der Lady Luzifer. Die Taft hatte ihren Spaß gehabt und sich an Janes Schrecken geweidet. Sie stoppte das Lachen und fragte: »Hast du es gespürt? Hast du gemerkt, wie dich die Hitze gestreift hat?«

Jane schwieg. Sie atmete nur heftig und schaute jetzt wieder auf die Waffe. Die Mündung zielte nach wie vor auf sie. Als ihr Blick das Gesicht der Frau traf, da konzentrierte sie sich zwangsläufig auf die Augen und entdeckte dort einen Ausdruck, der ihr gar nicht gefiel. Es war eine Abart der Gier. Die Lust nach Folter und Qual stand darin zu lesen. Vermischt mit einer erbarmungslosen Kälte.

Von dieser Person hatte sie keine Gnade zu erwarten. Nur stellte sich die Frage, mit wem sie es tatsächlich zu tun hatte. War die Taft eine echte Hexe?

»Warum hast du mich nicht verbrannt?« fragte Jane.

Deborah lächelte. »Das will ich dir sagen. Ich wollte dir nur einen kleinen Vorgeschmack geben und einen Test bei dir durchführen.«

»Test? Habe ich ihn bestanden?«

»Das weiß ich noch nicht.«

»Wieso?«

»Ich habe einiges über dich gehört. Du kannst dir denken, wer mich informiert hat.«

»Sicher, dein Herr und Meister.«

»Ja, und er hat mir auch gesagt, daß du einmal zu uns gehört hast. Du hast auf seiner Seite gestanden.«

»Da hat er dich nicht belogen.«

In den Augen der Taft erschien ein seltsamer Glanz. »Du warst wirklich mal eine von uns?«

»Wie siehst du dich denn?« fragte Jane. »Willst du eine Hexe sein? Bezeichnest du dich so?«

»Ja.«

»Dann war ich es auch.«

Lady Luzifer beugte ihren Kopf vor. »Auch eine Hexe mit besonderen Kräften?«

Jane stimmte zu.

Die Taft lächelte. »Hast du dich darüber nicht gefreut? Warst du nicht froh, über solche Kräfte zu verfügen?«

»Ich habe es hingenommen.«

»Und jetzt sind die Kräfte verschwunden, wie?«

»Ja.«

Wieder zeigte die Taft ihr kaltes Lächeln. »Und das wiederum glaube ich dir nicht. Auch Asmodis ist davon überzeugt, daß noch etwas in dir steckt. Etwas von der alten Kraft. Aber er mag es nicht, verstehst du? Er will es einfach nicht wahrhaben, daß du noch etwas zurückbehalten hast. Aus diesem Grunde bin ich auch erschienen. Ich soll dich testen, und wenn ich auf den Rest deiner alten Kraft gestoßen bin, werde ich ihn dir nehmen. Zusammen mit dir soll er vernichtet werden. Deshalb machte ich dir einen Vorschlag. Gib es lieber gleich zu, bevor es schlimm für dich wird. Sehr schlimm sogar, Jane.«

Die Detektivin würde einen Teufel tun und es zugeben. Nein, diesen Trumpf, falls es einer war, wollte sie noch für sich behalten, und plötzlich wirkte ihr Lächeln eisig. Sie hatte sich gut in der Gewalt, sie würde auch weiterhin versuchen, gut zu schauspielern. Je mehr Zeit sie gewann, um so stärker konnte sie die Person in Sicherheit wiegen. »Ich weiß nicht, was du willst. Du hast mich gefangen, ich bin dir ausgeliefert. Okay, ich habe einen Fluchtversuch unternommen, aber mit den Kräften einer Hexe hätte ich mich nicht so dumm angestellt. Das willst du mir doch abnehmen, nicht wahr?«

Die Taft überlegte. Sie blickte Jane an, als würde sie die Person zum erstenmal sehen. »Du bist raffiniert, Jane Collins. Ich weiß das. Du bist raffiniert, weil eben alle Hexen raffiniert sind. Ich denke da an mich.«

»Irrtum, ich bin keine mehr.«

Lady Luzifer atmete zischend aus und schüttelte den Kopf. Sie fing an, wütend zu werden, weil sie Jane einfach nicht glaubte. »Der Teufel hat nicht gelogen. Er hat davon gesprochen, daß noch etwas in dir ist, das ausgetrieben werden muß. Verstanden?«

»Ja.«

»Und das werde ich tun. Du hast den ersten Feuertest bestanden, aber ich werde weitere Tests mit dir durchführen. Ich bin davon überzeugt, daß wir uns näherkommen.«

Das meinte sie wörtlich, denn sie schritt noch näher an das Bett heran und beugte sich so weit vor, daß sie Jane Collins direkt in die Augen schauen konnte.

Jane schaute nach oben. Sie lag auf dem Rücken, sie sah das Gesicht der Lady Luzifer und auch deren Waffe. Das »Bild« flößte ihr Angst und Grauen ein. Das Gesicht, die Augen, die hohe Stirn, die schwarzen Haare und dicht daneben die Mündung der Waffe, die genau zwischen die Augen der Person zeigte, als wollte sie sich dort auf einen bestimmten Fixpunkt konzentrieren. Jane rechnete mit einer bedrückenden Angst. Sie bekam auch Angst, aber es war seltsamerweise eine andere als die, mit der sie gerechnet hatte. Es war nicht die körperliche Furcht, sondern die Angst vor einer magischen

Kraft, deren Botin die Taft war.

In ihr steckte das Stück Hölle, ein Teil des Teufels, verborgen hinter der glatten Fassade eines schönen Gesichts und eines Körpers, der in Wirklichkeit faul war und wie von Würmern zerfressen wirkte.

Sie hatte Macht, auch Macht über Jane. Die Augen glitzerten, und die Detektivin konnte dem Anblick nicht widerstehen. Hypnotisch und zwingend, kalt und gleichzeitig messerscharf. Der Glanz der Hölle, unwahrscheinlich brutal und einprägsam, vor allen Dingen für das Opfer, und das war Jane.

Die Taft schoß nicht, sie machte es anders. Sie verließ sich auf ihre Hexenkräfte, den schwarzmagischen Adrenalinstoß, der dafür sorgte, daß sie aufgeputscht wurde.

Jane versank vor ihr.

Die Taft schaute zu, wie sich die blonde Person vor ihr veränderte. Deren Augen nahmen einen völlig anderen Ausdruck an, sie wurden glasig, und wenig später schienen sie in einem tiefen See völlig zu versinken. Das Bewußtsein streikte, die Kraft der hexenhaften Hypnose war einfach zu stark gewesen und hatte jeglichen Widerstand gebrochen.

Jane war nicht mehr sie selbst. Die fremden Kräfte hatten es geschafft, sie voll und ganz in ihren Bann zu ziehen.

Die Taft richtete sich wieder auf und trat lächelnd zurück. Sie hielt die Lippen dabei fest zusammengepreßt, so daß sie an den Seiten einen Halbmond bildeten. So schaute sie auf die »schlafende Person«, die allerdings mit offenen Augen auf dem Bett lag.

»Ich werde dich schon kriegen!« flüsterte sie. »Ich werde dir deine restlichen Kräfte austreiben.«

Deborah Taft hatte gewonnen, das wußte sie auch, und sie konnte ohne schlechtes Gewissen das Zimmer verlassen, um ein anderes zu betreten.

In der vergangenen Nacht hatte sie gewisse Vorbereitungen getroffen. Sie hatte sich hingesetzt und den Odem des Bösen in das Haus geholt. Es war ihr gelungen, Kontakt mit dem Teufel aufzunehmen, er hatte sich ihr offenbart und ihr die entsprechenden Kräfte zugeteilt, die sie sehr energisch eingesetzt hatte.

Zwei wichtige Requisiten waren die dicke, stumpige Kerzen, die sie aus dem Zimmer holte und sie zu beiden Seiten des Betts etwa in Kopfhöhe aufstellte. In der letzten Nacht hatte sie die Kerzen beschworen, und es war ihr gelungen, die Macht des Teufels herbeizuholen und sie in die Kerzen hineinfließen zu lassen. Wenn sie brannten und die beiden Flammen abgaben, würde der Teufel bei ihnen sein und ihr die Kraft geben, die Aufgabe zu vollenden.

Streichhölzer holte sie aus der kleinen Tasche ihrer Kostümjacke hervor. Es war zwar der Tag, doch sein Licht reichte nicht mehr aus.

Alles war perfekt vorbereitet, die Natur spielte mit, und die Taft fühlte sich eingehüllt von einer wattigen Stille, als sie auf die bewegungslose Jane schaute. »Keine Chance hast du. Der Teufel hat Zeit, ich habe Zeit, und ich werde dir deine letzten Kräfte nehmen, um dich dann endgültig zu vernichten.«

Sie nickte sich selbst zu, als wollte sie sich bestätigen. Danach riß sie das erste Zündholz an.

Kleine Funken wischten über die Reibfläche hinweg, dann fand die Flamme Nahrung, und wenig später hatte auch der Docht sein Feuer gefunden, an dem die Flamme hochtanzte.

Deborah zündete auch den zweiten Docht an und schaute zu, wie ruhig das Feuer brannte. Sie war zufrieden, denn das Zimmer hatte durch den Flammenschein eine andere Atmosphäre erhalten.

Wenn ein Luftzug das Feuer berührte, tanzten die Flammen. Schatten veränderten ihre Größe und ihre Formen.

Die Taft hatte die Waffe wieder weggesteckt. Sie brauchte sie nicht mehr, denn Jane Collins war nicht in der Lage, ihr Widerstand entgegenzusetzen. Sie würde schlafen, sehr lange schlafen, und zwar so lange, wie Lady Luzifer es wollte, denn sie hatte hier das Sagen, sie und keine andere.

Neben dem Bett hielt sie sich auf. Ihr Blick tastete über das Gesicht der ehemaligen Hexe. Die Taft bewegte ihre Lippen. Es sah so aus, als würde sie mit sich selbst sprechen, aber es drang kein Laut aus ihrer Kehle. Sie beugte sich tiefer und strich mit beiden Händen über die Stirn der Frau und an deren Wangen entlang.

Kalt waren sie.

Noch nicht die Kälte des Todes, aber das würde ebenfalls noch eintreten, sie wußte es.

Aus dem Zimmer hatte Lady Luzifer nicht nur die beiden Kerzen mitgebracht, sondern auch ein Buch. Es war sehr dünn und wirkte auch sehr alt. Es sah aus, als bestünde es allein aus zwei harten, dunklen Pappumschlägen. Sie hatte es am letzten Tag gut versteckt gehabt und es erst in der Nacht hervorgeholt.

Neben dem Bett stehend schlug sie das Buch auf. Es hatte nur zwei Seiten, eine auf der rechten, die andere auf der linken Seite. Und vergilbt waren die Seiten aus Pergamentpapier auch. Auf der rechten Seite war der Text geschrieben, mit schwarzer Tinte. Auf der gegenüberliegenden Seite befand sich nur eine Zeichnung. Auf den ersten Blick sah sie aus wie ein übergroßer Tintenklecks. Betrachtete man ihn allerdings aus der Nähe, so bildete er so etwas wie eine Triade.

Zumindest setzte er sich aus drei unterschiedlichen Teilen zusammen.

Da war zum einen die Schlange, die das untere Drittel des Bildes darstellte. Ihr pechschwarzer Körper ringelte sich in Wellen hervor

und bildete das Ende. Die Mitte der Zeichnung wurde von einem Drachenkörper eingenommen, der sehr kompakt aussah und dessen wie geschnitzt wirkender Schädel aus dem Körper seitlich hervorschaute. Den Rest bildete das Zerrbild des Teufels. Sein gehörnter Kopf ragte oben hervor wie ein schmaler Turm, spitz und scharf konturiert.

Die Hexe schaute sich die Zeichnung genau an und lächelte dabei. Sie empfand Freude bei der Betrachtung des Bildes, denn es gab ihr das Wissen, nicht allein zu sein.

Ihr Meister wachte…

Und ihr Meister sollte angeblich auch den Text höchstpersönlich geschrieben haben, der auf der rechten Seite in dicker schwarzer Schrift geschrieben stand.

Alte Formeln. Das böse Urwissen eingepackt und eingekleidet in bestimmte Worte, die allein dazu dienten, die Macht des Bösen präsent werden zu lassen.

Wenn sie die Worte lesen würde, dann holte sie den Atem der Hölle zu sich heran. Dann würden auch die letzten noch vorhandenen Hexenkräfte aus dem Körper der Jane Collins entweichen.

So war es vorgesehen, und so würde es auch sein.

Das Buch war breit, da Deborah es ausgeklappt hatte. Sie stand in einem schrägen Winkel zu Jane Collins, als sie auf den Text schaute und damit anfing, die ersten Worte zu lesen.

Diesmal sprach sie den Text lauter aus, obwohl sie ihn noch flüsterte. Es mußte reichen, denn es kam nicht auf die Lautstärke an, sondern auf die Person, die den Text las.

Nicht jede war dazu in der Lage. Man mußte sich schon der Hölle verschworen haben und die Bedeutung der Worte kennen. Die Taft lächelte, als sie daran dachte, daß sie so etwas wie einen umgekehrten Exorzismus durchführte. Hier war alles auf den Kopf gestellt, aber es gefiel ihr.

Sie las.

Sie flüsterte.

Und sie spürte die Veränderung in ihrem Innern, die bereits nach wenigen Sekunden eintrat. Sie suchte nach einer Erklärung oder einem Vergleich und kam sich vor, als würde sie auf einer Wolke schweben und allmählich davonfliegen.

Es waren Worte, die der Teufel selbst erfunden hatte. Sie hatten nie bei jedem Menschen die gleiche Wirkung, denn sie waren nur für einen bestimmten Personenkreis geschaffen worden, eben für die Hexen, die abtrünnigen Dienerinnen.

Wie auch Jane Collins!

Irgendwo tat es Lady Luzifer leid, daß sie diese Beschwörung durchführen mußte. Sie hätte Jane gern in ihren Kreis wieder

aufgenommen. Wahrscheinlich hätten sich die beiden sogar gut verstanden und auch innerhalb des Clubs viel erreichen können, denn so manchen hatte sie nicht nur sexuell verhext.

Jane stöhnte auf.

Die Taft lächelte, als sie das Geräusch hörte, denn sie hatte gewußt, daß die Frau auf diese Art und Weise reagieren würde. Die ersten Worte schon hatten sie getroffen und waren tief in ihr Unterbewußtsein gedrungen, um dort etwas in Bewegung zu bringen. Sie würden auf die dort noch vorhandenen Kräfte treffen und sie aus der Person hervorholen. Dann lag wieder ein völlig normaler Mensch vor ihr, dem sie eine Kugel zwischen die Augen schießen konnte. Hätte sie es jetzt schon getan, sie hätte doch Gewissensbisse gekriegt, so aber mußte sie gewisse Dinge bis zum Ende durchführen und dann handeln.

Sie sprach schneller, wenn auch nicht lauter.

Aber Jane reagierte.

Sie zuckte. Es begann an den Händen, da krümmten sich die Finger, und die Nägel kratzten über den dünnen Stoff des Lakens hinweg, als wollten sie es zerreißen. Sie hob ihren Oberkörper an, schmetterte ihn wieder zurück, und er federte nach.

Sie litt.

Die andere lächelte und sprach weiter. Sie sah auch den Schweißfilm auf dem Gesicht des Opfers, als wäre etwas von innen nach außen getrieben worden. Der Teufel hatte der Taft gesagt, daß der Text bis zum letzten Wort laut gelesen werden mußte, um sicher zu sein, daß auch die letzten Reste ausgetrieben wurden.

Das war bisher noch nicht geschehen.

Sie redete weiter, sprach auch schneller, doch ihre Stimme blieb gleich. Dumpfe Laute, manchmal kehlig, dann wieder aus düsteren Vokabeln bestand, so daß die Konsonanten dieser Worte überhaupt nicht richtig zur Geltung kamen.

Plötzlich stotterte sie.

Sie hörte auf. Holte tief Luft. Versuchte es noch einmal von vorn, verlas sich, stotterte wieder, ließ die Stimme verstummen, dann holte sie tief Luft und merkte sehr schnell, daß sie bleich wurde.

Etwas hatte sie mächtig irritiert und gestört, ausgerechnet jetzt, wo sie sich allmählich dem Höhepunkt näherte und sich die liegende Frau beinahe völlig in ihrer Gewalt befand.

Sie ließ das Buch sinken, ohne daß es ihr richtig bewußt wurde. In ihrem Kopf hämmerte es, sie spürte scharfe Schnitte, die tief in das Gehirn eindrangen.

Was war geschehen?

Ein Blick traf Jane Collins. Jetzt, wo die Frau keine Worte mehr sprach, lag die Detektivin wieder ruhig in ihrem Bett, das Gesicht der

Decke zugewandt. Von ihrem Gesicht perlte der Schweiß, und sie befand sich in einem Zustand der Unruhe. Die Nachwirkungen der ersten Beschwörung waren noch zu merken, allerdings nicht äußerlich. Dafür trat der Schweiß aus den Poren, die Kleidung klebte auf dem Leib, auch die dünne Seide der Bluse, unter der sich die beiden Hügel mit den kleinen Spitzen deutlich abzeichneten.

Normalerweise hätte die Taft ein derartiger Anblick angetörnt, denn sie mochte auch Frauen, in diesem Augenblick dachte sie daran nicht, sondern suchte die Quelle der Störung.

Behutsam legte sie das Buch zur Seite. Auf dem Tisch fand es aufgeschlagen seinen Platz. Nie hätte sie damit gerechnet, daß es Ärger geben könnte. Asmodis selbst hatte alles in die Wege geleitet, und das Netz sehr fein gesponnen.

Was war passiert?

Sie bewegte sich vorsichtig in den Raum hinein und hatte einen Arm - den rechten - halb erhoben und vor dem Körper angewinkelt. Genau in Höhe der Taille, wo auch ihr Revolver seinen Platz gefunden hatte und mit dem Griff nach vorn aus dem Bund hervorragte.

Sie legte ihre Hand darauf.

Die Kerzenflammen leuchteten fahl. Sie erreichten das Gesicht der Taft, ließen aber Teile von ihm im Schatten.

Sie schaute sich um.

Die Tür war geschlossen. Sie ging hin und riß sie hastig auf. Ihr Blick fiel in einen leeren Flur.

Niemand hatte dort gelauert und sie unter Kontrolle gehalten.

Wieder drehte sich die Hexe um.

Ihr Blick erfaßte das Fenster. Nicht bewußt, es war einfach eine Folge der neuen Perspektive. Hinter der Scheibe wuchs das Geäst und verzweigte sich dort wie ein Pilz.

In ihm saß ein dicker Klumpen!

Düster und…

Der Atem stockte ihr, denn sie hatte den Klumpen identifiziert. Es war ein Mann.

Die Taft zog den Revolver!

***

Ich konnte mich daran erinnern, daß ich als Junge gern auf Bäume geklettert war. Wir hatten dort die Kastanien oder das Obst abgepflückt, bis der Besitzer kam und uns vertrieb.

Jungenstreiche eben…

Heute war ich kein Junge mehr, sondern ein erwachsener Mensch und war es auch nicht gewohnt, auf Bäume zu klettern. Deshalb war es verständlich, daß ich mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, was meinen Freund Suko amüsierte, denn ich hörte sein Lachen.

Ich zischte ihm einen Fluch entgegen und ließ mich ansonsten nicht stören.

Ich schaute hoch. Querwachsene Äste konnten mir Halt geben, mußten mir Halt geben, denn es war schwer gewesen, am unteren Drittel des Stamms hochzuklettern. Da hatte es keinen Halt gegeben, da war einfach nur die glatte und auch feuchte Rinde gewesen.

Ich hatte es einigermaßen geschafft, bekam mit beiden Händen einen mittelstarken Ast zu fassen und benutzte ihn wie ein Turner die Reckstange. An ihm zog ich mich hoch, winkelte auch die Beine an und drückte meine Hacken in die weiche Rinde des Stammes, wobei ich hin und wieder an kleinen Stümpfen Halt fand.

Noch schützte mich das Laub vor zu neugierigen Blicken, und das fand ich gut.

Ich kam noch höher. Hin und wieder mußte ich den Kopf einziehen, damit nicht irgendein querstehender Ast durch meine Haare glitt oder mich an irgendwelchen scharfen Kanten oder Spitzen verletzte. In der Luft lag eine gewisse Feuchtigkeit, noch kein Nebel, auch kein Regen, aber diese Feuchtigkeit hatte auch auf den Blättern des Baumes ihren Niederschlag gefunden. Ich merkte es daran, wenn sie über mein Gesicht streiften, da kam es mir vor, als hätten mich kalte Fingerspitzen berührt. Einige Male schüttelte ich mich und bekam auch eine Gänsehaut, wenn ich das Gefühl hatte, von schleimigen Schnecken berührt worden zu sein.

Ich kletterte weiter. Ich drehte meinen Körper mal nach rechts, dann wieder nach links und fand so die entsprechenden Lücken, um mich durchschieben zu können.

Das entsprechende Fenster - mein Ziel - lag rechts von mir. So gut wie möglich hatte ich es im Blick behalten und dabei hin und wieder festgestellt, daß sich hinter der Scheibe nichts verändert hatte.

Mir war kein erneutes unnatürliches Licht aufgefallen, ich konnte also beruhigt weiterklettern, mußte allerdings die Richtung ändern, denn die entsprechende Höhe hatte ich mittlerweile erreicht.

Von Suko war nichts mehr zu sehen.

Das dicht wachsende Laub nahm mir die Sicht, aber ich wußte, daß er unten wartete. Die Zweige waren sehr glatt, es bestand durchaus noch die Gefahr, dicht vor dem Ziel auszurutschen und zu fallen.

Alles, nur das nicht.

Ich hielt ein und drehte mich, praktisch auf einer Astgabel hockend, nach rechts. Der Halt war einigermaßen sicher, nur die Sicht war schlecht.

Ich änderte dies, indem ich einige Blätter abriß und zu Boden warf. Jetzt sah ich das Fenster vor mir.

Ein in die Hauswand eingezeichnetes Rechteck, etwas düster und schattig. Die Gardine war nicht vorgezogen, ich sah nur Streifen von

ihr an den beiden Seiten.

Vor mir breitete sich das Geäst relativ flach aus. Wie ausgestreckte Arme ohne Finger, deren Enden aber dicht vor der Scheibe endeten. Windstöße schüttelten sie hin und wieder so stark, daß sie an der Außenseite entlangkratzten.

Ich konnte nicht auf einem Ast weitergleiten, dazu war er einfach nicht stark genug. Um voranzukommen, mußte ich mich auf mehrere von ihnen verlassen, die mir als Stütze dienten.

Und so glitt ich vor. Ich hatte dabei das Glück, daß sich ein Geäst unter mir ausbreitete wie ein starkes Netz, das auch leicht federte. Ich hatte den Kopf etwas eingezogen, manchmal glitten Zweige durch mein Haar und »küßten« auch den Nacken. Auf meine feuchte Haut legte sich ein Schauer.

So kam ich weiter.

Dann wurde es riskant, denn unter mir bogen sich die ersten Zweige oder Äste, als bestünden sie aus Gummi. Das Risiko stieg, nur wollte ich jetzt keinen Rückzieher mehr machen.

Ich blieb in meiner Lage. Etwas störte mich noch. Von der linken Seite her und gleichzeitig auch von oben nach unten ragte ein Zweig in mein Blickfeld wie ein dünner, krummer, in die Länge gezogener feuchter Finger, von dem gelblichbraune Blätter nach unten wuchsen, die ich sehr schnell abpflückte.

Eine gute Sicht!

Und ich sah das Licht!

Es mußte erst in den letzten Sekunden geschaffen worden sein. Es war auch nicht das normale Licht einer normalen Lampe, es wurde von zwei Kerzen abgestrahlt, deren Dochte vom dünnen Panzer der Flammen umgeben waren.

Die Kerzen brannten ruhig. Daß jemand auf sie zurückgegriffen hatte, mußte eine Bedeutung haben, denn Kerzenlicht schuf immer eine besondere Atmosphäre. Es sorgte für eine andere Stimmung, die bewußt geschaffen worden war, um etwas Bestimmtes durchzusetzen.

Zwei Personen befanden sich im Zimmer.

Zuerst sah ich die dunkelhaarige Frau, die ich nicht kannte. Aber ich stellte fest, daß man sie durchaus als eine fast schon exotische Schönheit bezeichnen konnte. Es mochte auch an ihrem lackschwarzen Haar liegen, an der weißen Haut, den hochstehenden Wangenknochen, über die jetzt eine Mischung aus Licht und Schatten glitt, so daß die Frau ein beinahe schon dämonisches Aussehen erhielt.

Sie hielt ein Buch in der Hand und hatte es aufgeschlagen. Sie schien daraus hörbar vorzulesen, denn ihre Lippen bewegten sich. Ich konnte von ihnen die Worte nicht ablesen, es interessierte mich zudem nicht. Ich drehte meinen Kopf ein wenig nach links, um die zweite Person in Augenschein zu nehmen, die ausgestreckt auf dem Bett lag.

Es war Jane Collins!

Im ersten Augenblick durchzuckte mich der heiße Schreck. Nicht weil sie es war, schließlich gehörte sie hierher, mich störte einzig und allein ihre Haltung, denn Jane Collins sah auf den ersten Blick aus, als wäre sie tot.

Deshalb auch der Schreck, der mich glühend durchfuhr. Ich riß mich wieder zusammen, konzentrierte mich noch intensiver auf die Gestalt und konnte endlich aufatmen, denn ich hatte gesehen, daß Jane nicht nur atmete, sondern sich auch bewegte.

Sie lebte also.

Aber es ging ihr nicht gut. Sie riß hin und wieder den Mund auf, klappte ihn sofort wieder zu und wirkte deshalb wie ein Fisch, der auf dem Trockenen gelandet war und nach Luft schnappte.

Die Schwarzhaarige sprach weiter.

Sie redete ziemlich langsam, aber sehr intensiv. Ich bekam mit, wie sich ihr Körper bei manchem Wort zuckend bewegte, als wollte sie im nächsten Moment in die Höhe springen und dann wieder zurückfallen. Auch die Arme blieben nicht ruhig. Sie zuckten, und ich sah ebenfalls ihre Hände, wie sie sich manches Mal zu Fäusten schlossen und zuvor mit den Nägeln über das Laken kratzten.

Jane Collins ging es schlecht!

Daß dies so war, daran trug die schwarzhaarige, mir fremde Person die Schuld. Ich stellte mir die Frage, wer sie war. Natürlich eine Feindin, doch wer stand auf der anderen Seite?

Zum einen der Teufel persönlich, der es nicht überwinden konnte, daß gerade Jane Collins ihm durch die Lappen gegangen war, obwohl er sich ihrer so sicher gefühlt hatte. Er verfolgte sie mit seinem Haß, mit seinen Rachegelüsten, und er war ein Dämon, der niemals aufgab und sich immer wieder neue Fallen einfallen ließ, so wie diese hier, denn die schwarzhaarige Person konnte durchaus zum Kreis der Hexen zählen, die dem Teufel zu Diensten waren. Er liebte die Personen, die sich ihm hingaben, er beschützte sie, er mochte sie, er setzte sie für sich ein, und sie enttäuschten ihn nicht.

Ich ging davon aus, daß sich Jane Collins nicht in einer unmittelbaren Todesgefahr befand, doch aus eigener Kraft würde sie sich aus dieser Lage kaum befreien können.

Also mußte ich etwas unternehmen.

Da ließ die Schwarzhaarige das Buch sinken. Die Bewegung kam mir schlaff vor, ich rechnete sogar damit, daß es ihr aus den Händen rutschen würde, aber sie drehte sich um und legte das Buch auf den Tisch.

Dort blieb es auch liegen.

Ich wartete ab. Noch war der Zeitpunkt nicht günstig, aber etwas hatte die Frau gestört, sonst wäre sie nicht zur Tür gegangen und hätte

sie so hart aufgerissen, um in einen Flur zu schauen, wo es nichts zu sehen gab, er war leer.

Sie drehte sich wieder um, nachdem sie die Tür geschlossen hatte. Jetzt durchforstete sie das Zimmer, blickte auch zum Fenster hin, kam einen Schritt vor und veränderte sich.

Sie nahm eine Haltung ein, die mir bewies, daß sie etwas Außergewöhnliches entdeckt hatte.

Das konnte nur ich sein. Das war ich sogar.

Ich war der Fremde, ich war die Gefahr, und die Frau riß plötzlich einen Revolver hervor, legte an und schoß…

***

Das war kaum zu glauben, ein Unding, etwas völlig Irrationales, mit dem ich in dieser Schnelligkeit nicht gerechnet hatte. Ich hatte die Bewegung gesehen, dachte noch darüber nach, als mich das Mündungslicht bereits etwas blendete und einen Moment später schon die Fensterscheibe zersplitterte.

Auf einem normalen Untergrund hätte ich mich noch zur Seite werfen können, um dem Geschoß zu entgehen, hier aber saß ich wie auf dem Präsentierteller, denn jede falsche Bewegung hätte mich aus der luftigen Höhe in die Tiefe schleudern können.

Aber ich hatte Glück, großes Glück sogar, denn die Kugel erwischte nicht mich, sondern einen Ast, der dicht in meiner Nähe wuchs. Sie peitschte hinein, der Ast bekam einen Schlag und auch eine Schramme, als die Wucht der Kugel die Rinde abriß. Sie hatte ihn in der Mitte getroffen, er knickte noch ab und baumelte vor meinen Augen.

Trotzdem konnte ich sehen, wie sich die Person der zerstörten Scheibe näherte. Sie umfaßte den Griff und zerrte das Fenster auf. Einige noch an den Seiten festklemmende Scherbenstücke lösten sich und prallten zu Boden. Dabei blieben einige im Zimmer, während andere Teile den Weg nach unten in den Hof fanden.

Ich wußte, was diese Person vorhatte. Sie wollte sich ein besseres Schußfeld schaffen, und das hatte sie auch erreicht. Natürlich war auch ich bewaffnet, hätte die Beretta auch gezogen, aber nicht in meiner doch ziemlich instabilen Lage. Falsche Bewegungen, auch wenn es nur das Ziehen der Pistole war, hätten mich leicht in Schwierigkeiten bringen können, und die konnte ich nicht gebrauchen.

Die Frau beugte sich aus dem Fenster.

Ich hörte ihren Haßschrei und warf mich zurück. Einfach hinein in den Wirrwarr aus Ästen und Zweigen, darauf hoffend, daß er mich irgendwo abfing.

Von unten klang Sukos Stimme hoch. Auch er hatte den Schuß

gehört und das Splittern der Scheibe.

»Verdammt, John, was ist los?«

»Ziel auf die Frau!«

Hoffentlich hörte er mich innerhalb dieser knackenden und knirschenden Geräusche, die mein Aufprall verursacht hatte. Ich kam noch immer nicht an die Beretta heran, weil ich beide Hände brauchte, um mich festzuhalten, denn Zweige bestehen nicht aus Eisen. Sie gaben unter mir nach. Ich rutschte auch über Äste hinweg, schlug so gut wie möglich um mich und versuchte dabei, mich an starken Ästen festzuklammern, um den nötigen Halt zu finden.

Alles war glatt, alles war feucht. Meine Rutschpartie schien kein Ende nehmen zu wollen. Ich hörte einen zweiten Schuß, dessen Kugel aber auch nicht traf, sondern irgendwo in das Blattwerk einschlug.

Ich fiel…

Nein, ich packte es.

Der dicke Ast in meiner Nähe erschien wie ein Rettungsanker, und ich griff mit beiden Händen zu.

Im selben Augenblick sackten meine Beine durch, fanden keinen Halt, so daß ich mit den Füßen im Freien über dem Boden pendelte.

Ein weiterer Schuß fiel.

Diesmal allerdings aus einer anderen Waffe. Da hatte mein Freund Suko gut reagiert und von seiner Position aus auf die Frau gefeuert. Ob er getroffen hatte, wußte ich nicht, ich hatte mit mir selbst zu tun, merkte auch, wie der Ast, an dem ich hing, durchfederte und mich wohl kaum länger halten konnte.

Ich schaute nach unten. Mein Kopf war dabei verdreht. Ich sah Suko in der Hocke, hörte auch noch andere Stimmen, wahrscheinlich waren die Nachbarn aufmerksam geworden. Ich maß die Entfernung bis zum Boden ab.

Okay, das konnte gutgehen. Zudem hatte ich keine andere Chance, als mich fallen zu lassen, denn zwischen mir und dem Untergrund gab es nichts, wo ich mich hätte abstützen können.

Ich ließ los.

Dann fiel ich.

Es ist immer schlimm, wenn man in die Tiefe fällt. Die Landschaft raste wie ein grauer Schleier an mir entlang, und ich prallte mit großer Wucht auf und rollte mich sofort über die rechte Schulter hin ab.

»Alles okay, John?«

Ich zog die Beine an, sprang auf die Füße und lief geduckt auf die Hauswand zu. »Bisher schon.«

»Ich habe sie nicht erwischt.«

»Pech.«

»Wer ist das eigentlich?« fragte Suko.

Da mußte ich zwar nicht passen, aber eine konkrete Antwort konnte ich ihm auch nicht geben. »Tut mir leid, Alter, aber ich kenne sie nicht. Es ist eine fremde Person, die wohl nicht auf unserer Seite steht und Jane an den Kragen will.«

»Soll sie getötet werden?«

»Das denke ich schon, jedenfalls hat die andere es geschafft, sie wehrlos zu machen.«

»Und wie kommen wir ins Haus?«

»Durch ein Fenster. Wir schlagen es ein, denn jetzt haben wir einen Grund, Alter.«

Suko war einverstanden. Er schaute noch einmal an der Hausfront hoch, aber die fremde Frau war nicht mehr zu sehen. Dafür strömte schwacher Lichtschein aus dem zerstörten Fenster, und wir hörten auch hinter uns hastige Schritte, denn es kamen einige Nachbarn angelaufen, die der Lärm angelockt hatte.

Ich scheuchte sie wieder zurück, zeigte dabei auch meinen Ausweis und kümmerte mich dann um meine eigentliche Aufgabe.

Suko hatte die Scheibe bereits eingeschlagen und dazu seine Beretta mißbraucht. Um uns einen möglich guten Einstieg zu verschaffen, hieb er noch einige Splitter weg.

Er drehte sich um.

Ich nickte ihm zu, und Suko war der erste, der durch das Fenster ins Haus einstieg…

***

Deborahs ansonsten makelloses Gesicht war verzerrt, und es kam das Teuflische darin voll zum Ausdruck. Sie wußte genau, daß in diesem verdammten Baum ein Feind gehockt hatte, und sie hatte es zweimal versucht, aber nicht getroffen.

Beim zweiten Schuß war der Kerl einfach in dem Blätterwirrwarr verschwunden, und er war nicht allein gekommen, denn vom Hof her war sie unter Feuer genommen worden.

Nur äußerst knapp war die Kugel an ihrem Gesicht vorbeigestreift, sogar den Gluthauch hatte sie noch spüren können, der sich wie ein warmer Nebel auf ihre Haut gelegt hatte.

Jetzt stand sie wieder im Zimmer. Sie war vom Fenster weggetaucht und wurde vom Schein der Kerzen eingehüllt, der auf ihr Gesicht ein düsteres und auch ein helles Muster warf.

Fragen hämmerten durch ihren Kopf. Wieso hatte das passieren können? Sie persönlich hatte nichts falsch gemacht, und doch waren da zwei Männer erschienen, die verdammt gut Bescheid wußten.

Allmählich klärte sich der Nebel der Wut, und plötzlich war ihr einiges klargeworden. Jetzt wußte sie Bescheid.

Es ging um ihn, um John Sinclair!

Der Name fiel ihr deshalb ein, weil der Teufel ihn erwähnt und berichtet hatte, daß dieser Sinclair auch Geisterjäger genannt - oft mit Jane Collins zusammenarbeitete. Die beiden waren zwar kein Team, aber gut eingespielt.

Der hatte ihr noch gefehlt.

Haß überkam sie wie eine Woge. Gleichzeitig durfte sie sich nicht von ihren Gefühlen leiten lassen und mußte versuchen, das beste aus ihrer Situation zu machen.

Dann hörte sie, wie unten ein Fenster zersplitterte. Für die Taft stand fest, was das Geräusch bedeutete. Die beiden Männer würden das Haus auf einem anderen Weg betreten. Für sie war es wichtig, daß sie hineinkamen und die Entscheidung zu ihren Gunsten verlagerten.

Zwei Gegner!

Sie schüttelte sich, die Wut verstärkte sich noch mehr, und dann warf sie einen Blick auf Jane Collins.

Sie lag auf dem Bett und stand noch immer unter dem Eindruck der leider nicht zu Ende gesprochenen Beschwörungsformeln. Die Zeit, um ihr etwas zu sagen, mußte sich die Taft einfach nehmen, sie wollte damit ihrem Ego wieder den nötigen Push geben.

Mit einem langen Schritt hatte sie das Bett erreicht und schaute auf Jane nieder. »Glaube nur nicht, daß du mir entwischst, du kleine Hure. Du nicht, verstanden?«

Jane gab keine Antwort.

Für einen Moment kam es über Deborah. Sie drückte ihre Waffe in die weiche Haut an der Kehle der Frau, und der Finger lag wie eingeklemmt um den Abzug.

Sie zog ihn nicht zurück.

Noch einmal holte sie tief Luft, nahm den Revolver wieder weg und schüttelte den Kopf. »Nein, Süße, noch nicht. Eine besondere Geisel als dich kann ich gar nicht finden.«

Ruckartig drehte sie sich um und eilte zur Tür. Vor ihr stoppte sie, um sie dann sehr behutsam aufzuziehen. Sie ging davon aus, daß sich die beiden Männer im Haus gut auskannten und wußten, welchen Weg sie zu nehmen hatten.

Für die Taft wäre es ideal gewesen, wenn beide in ihre Kugeln hineingelaufen wären, aber so dumm würden sie nicht sein. Sie lud die Waffe nach. Die Patronen klimperten in ihrer schmalen Kostümtasche. Nun fühlte sie sich besser.

Sie wartete…

Schritte hörte sie keine, obwohl die Tür offenstand. Durch den Spalt schaute der Revolverlauf hervor wie ein böses Auge. Sehen konnte sie die beiden nicht, aber sie wußte, daß sie irgendwo im Halbdüster unten an der Treppe lauerten.

Lady Luzifer, dachte sie. Ich bin Lady Luzifer, und ich werde meinem

Namen alle Ehre machen, koste es, was es wolle. Nur durfte sie nicht den Überblick verlieren, die nächsten Minuten würden zu einem Nervenkrieg werden, aus dem wollte sie als Siegerin hervorgehen.

Noch einmal schaute sich die Taft um.

Jane lag regungslos auf dem Bett. Von ihr drohte ihr beileibe keine Gefahr.

Sie schaute wieder in das Halbdunkel. Es verschwamm vor ihren Augen, sie konnte trotzdem den Beginn der Treppe erkennen, aber auch dort tat sich nichts.

Die Stufen verschwanden in einem düsteren Tunnel, und die Taft traute sich, die Tür noch ein Stück weiter aufzuziehen, so weit, bis sie sich durch den Spalt schieben konnte.

Sie betrat den Flur schleichend und störte sich bereits am Scheuern ihrer Kleidung.

Hatten sie etwas gehört? Sie waren da.

Geräusche wehten zu ihr hoch. Erst dumpf, dann schleifend. Die Taft holte tief Luft, sie bereitete sich auf ihre ersten Worte vor. Dann schrie sie laut: »Kommt nur hoch, ihr Hundesöhne! Kommt nur her. Dann werdet ihr eure Freundin sehen, wenn ich ihr eine Kugel durch den Schädel geschossen habe. Kommt nur her, kommt endlich…« Sie lachte, und dieses Lachen hallte als schauriges Echo durch den Flur…

***

Wir waren mittlerweile im Haus, aber unsere Chancen hatten sich nicht besonders gebessert. Nach wie vor waren wir es, die kommen mußten, nicht die Frau.

Im unteren Flur hielten wir uns auf.

Die Treppe war nicht weit entfernt. Ein ziemlich steiles Gebilde mit hohen Stufen. Ich hatte Lady Sarah gebeten, sie auszuwechseln, aber sie wollte nicht. Wir konnten ihr Ende nicht erkennen, weil es in einem düsteren Schleier verschwand, doch genau dort oben spielte leider die Musik. Da mußten wir hin, nur würde die andere Person es zu verhindern wissen. Möglicherweise war es doch nicht so gut, daß wir hier gemeinsam standen und uns anschauten. Es war besser, wenn einer in den Rücken der Frau gelangte, und das schaffte er nur, wenn er denselben Weg ging wie ich. Über dieses Thema redete ich mit Suko wispernd, denn die andere Person sollte uns nicht hören.

»Du hast es schon einmal hinter dich gebracht, John.«

»Eben.« Ich grinste. »Jetzt bist du an der Reihe.«

Suko schaute mich noch kurz an, nickte und war plötzlich verschwunden. Bei derartigen Situationen konnten wir uns keine langen Diskussionen erlauben, hier ging es um alles oder nichts.

Ich hatte keinen Laut gehört, und ich selbst wagte mich vor bis an den Rand der Treppe.

Dort stand ich geduckt und mit schußbereiter Waffe. Ich schaute die Stufen hoch, wobei es mir vorkam, als läge ein dichter Schleier über den Kanten.

Ich stellte mich auf die erste Stufe, dabei stieß ich gegen den Rand der anderen Stufe, was leider nicht geräuschlos ablief, und von oben bekam ich sehr schnell eine Reaktion mit.

Die Stimme peitschte mir entgegen. Sie war nicht mehr als ein haßerfülltes Organ. Die Frau erklärte mir, daß sie Jane eine Kugel durch den Kopf jagen würde, und das traute ich ihr durchaus zu.

»Was willst du denn?« rief ich zurück.

»Du sollst verschwinden!«

Ich wollte Zeit gewinnen, denn jede Sekunde kam auch meinem Freund Suko zugute. »Warum denn verschwinden? Können wir beide es hier nicht aushandeln?«

»Nein!«

Das hatte kompromißlos geklungen, und ich mußte mir etwas anderes einfallen lassen. »Was hat sie dir getan?« Ich wollte sie ablenken, am Reden halten.

»Mir nichts.«

Sie war ehrlich, und ich fragte: »Warum bist du dann hinter ihr her? Warum willst du sie töten?«

Ich hörte ihr hohles und hoch klingendes Kichern, als hätte jemand auf einem verstimmten Musikinstrument geblasen. Da mußte sie ja ihre wahre Freude daran haben. »Weil es mir der Teufel befohlen hat, du Hundesohn. Er ist mein Herr. Er will sie weghaben, er will ihr auch die letzten Kräfte nehmen, um sie zu töten. Sie ist noch immer ein Stück Hexe, verstehst du das?«

Das verstand ich wohl, aber es störte mich nicht, denn ich wußte, daß Jane ihre noch vorhandenen Kräfte nicht gegen mich oder meine Aufgabe einsetzte.

»Es wird dir nicht gelingen. Jane stellt sich immer gegen die Hölle. Es gibt auch kein zurück für sie, wenn du verstehst…« Meine Stimme versickerte, ich wußte nicht einmal, ob sie gehört worden war.

Es blieb still. Keine Reaktion erfolgte.

Ich wartete einige Sekunden und dachte dabei scharf nach. Hatte diese schwarzhaarige Person etwas geahnt? Wußte sie, daß wir dabei waren, ihr eine Falle zu stellen?

Wenn ja, war das für Jane Collins nicht gut. Da konnte sie sehr leicht auf die Straße des Todes geraten, und das durfte ich auf keinen Fall riskieren.

Ich mußte hin.

Klar, auf so etwas würde die Schwarzhaarige warten. Ich kam die Treppe hoch, sie lauerte mir auf, sie würde schießen und mich dabei mit einem Kugelhagel eindecken, denn ihre Position war eine bessere

als meine. Oder sie hatte sich tatsächlich wieder zurückgezogen, um ihre Drohung an Jane zu erfüllen.

Das gab den Ausschlag.

Ich stieg die Treppe hoch und war auch bereit, mit dem Tod die Klingen zu kreuzen…

***

Jane setzte sich hin!

Urplötzlich war der Bann von ihr verschwunden. Ihr fehlte auch ein Stück der Erinnerung, sie wußte nicht einmal, was in den letzten Sekunden mit ihr geschehen war. Alles war so anders und so fremd gewesen. Jetzt saß sie in ihrem Bett, das künstliche Herz pumpte wie verrückt, und sie merkte, daß sie so naß geschwitzt war wie an einem schwülen Hochsommertag.

Was war denn passiert?

Watte schien ihren Kopf auszufüllen. Ihr fiel es schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Doch während sie aufrecht im Bett hockte, schaute sie sich zumindest einmal um, und sie stellte fest, daß sie sich nach wie vor in ihrem Zimmer befand.

Da war alles okay.

Alles lag an seinem Platz. Wer hatte die Dochte der beiden Kerzen angezündet? Sie kam nicht darauf, das Denken war blockiert. Sie hob die Arme an und preßte die Spitzen ihrer Finger von zwei Seiten gegen den Kopf, als könnte sie durch die Haltung die Gedanken und auch die Erinnerungen wieder in die richtigen Bahnen lenken.

Es fiel ihr schwer, aber sie schaffte es, sich zu erinnern. Sie dachte daran, daß sie Besuch bekommen und eine Schlange an ihrer Brust genährt hatte.

Ein Name fiel ihr ein: Deborah Taft, die sich selbst Lady Luzifer nannte.

Ja, genau die war es. Wie die berühmten Schuppen fiel es Jane Collins von den Augen, und sie hörte sich selbst Luft holen. Hinter ihren Augen verschwand der Druck allmählich, auch das taube Gefühl aus ihrem Schädel floß mittlerweile weg, und sie war sogar wieder in der Lage, bestimmte Stimmen zu unterscheiden.

Ihre Zimmertür war nicht geschlossen, deshalb hörte sie aus dem Flur die Stimme.

Die Taft sprach.

Und es gab jemand, der ihr antwortete. Nur war es diesmal keine Frau, sondern ein Mann - John Sinclair!

»Nein!« dieses eine Wort drängte sich über ihre Lippen. Sie begriff nichts, sie faßte nichts, sie konnte sich einfach nicht erklären, wieso es John geschafft hatte, in das Haus einzudringen und weshalb er gekommen war.

Jane glaubte auch noch an eine Täuschung, bis sie wieder die Stimme des Geisterjägers hörte und nun genau wußte, daß sie keinen Traum erlebte. Er war da, er würde die Taft stoppen, er…

Sie fror, weil ihr ein kühler Luftzug über ihren verschwitzten Körper glitt.

Noch immer auf dem Bett sitzend drehte sie sich so weit herum, bis sie auf das Fenster schauen konnte.

Das war so gut wie nicht mehr vorhanden. Etwas hatte die Scheibe, vielleicht war sie auch eingeschlagen worden, wer konnte das schon sagen? Hier war einiges geschehen, über das sie letztendlich nicht informiert war. Und weshalb lag das Buch auf dem Tisch? Ein fremdes Buch, vom flackernden Kerzenschein umflort.

Keine Antwort.

Sie wollte sie finden, drehte sich auf dem Bett sitzend, um sich zu erheben.

Genau das war zu spät.

Plötzlich wurde die Tür von außen aufgestoßen, und die Taft huschte in den Raum.

Sie sah Jane, und Jane sah sie.

Lady Luzifer blieb stehen. Sie öffnete den Mund, fauchte wie eine Katze und hob beide Arme an, wobei die Hände den Revolver umklammerten und die Mündung genau zwischen Janes Augen zielte.

»Nein, bitte!« flüsterte Jane. »Nein, bitte nicht. Ich… ich… warum wollen Sie schießen? Ich…« Sie streckte ihre Hände aus.

»Darum!« sagte Lady Luzifer nur und zog den Stecher zurück.

Nicht bis zum Druckpunkt, denn in genau der richtigen Sekunde meldete sich jemand vom Fenster her.

»Topar!«

***

Und die kleine Welt in dem Zimmer erstarrte. Allerdings nicht für Suko, der sich bewegen konnte, im Geäst hockte und endlich seinen Stab risikolos hatte einsetzen können. Zuvor im Hausflur wäre ihm das Risiko zu groß gewesen, denn zu dieser Zeit hatte er noch nicht den richtigen Überblick gehabt.

Jetzt schon.

Ihm blieben nur fünf Sekunden, und er mußte noch von dem Baum in das Zimmer klettern und die Taft überwältigen.

Eine zu knappe Zeit.

Suko gelangte auf die Fensterbank, und von diesem schmalen Halt stieß er sich ab, um der Frau entgegenzufliegen. Er erreichte sie in dem Augenblick, als die Zeit vorbei war.

Das hatte auch so sein müssen, denn einen Sekundenbruchteil später hätte die Hexe wieder normal reagieren können, und sie hätte dann

auch geschossen.

So warf Suko sie um. Die Waffe hatte er aus der ursprünglichen Zielrichtung geschleudert, die Taft drückte trotzdem noch ab, aber die Kugel jagte in die Wand und nicht in einen Körper.

Einen Moment später hatte Suko das Gefühl, mit einer Riesenkatze zu kämpfen, die sich hektisch unter ihm bewegte. Sie gab nicht auf, kämpfte wild und versuchte, das Gesicht des Inspektors zu zerfetzen. Sie wollte auch schießen, aber Suko gab ihr nicht die Chance. Es war ihm gelungen, die rechte Hand in Knöchelhöhe zu umklammern und sie zur Seite zu biegen. Die Taft hatte es geschafft, sich halb aufzurichten, und auch Suko war auf die Knie gekommen. Für einen kurzen Moment blieben sie in dieser Haltung, dann bewegte sich Suko blitzschnell nach links, duckte sich dabei, drehte den Arm herum und hämmerte ihn nach unten, dem Fußboden entgegen.

Es war ein Volltreffer, und die Frau konnte die Waffe nicht mehr halten. Sie rutschte ihr aus den Fingern, aber sie gab nicht auf, kratzte über Sukos Stirn, der die Person schließlich hochwuchtete und in das Zimmer hineinschleuderte.

Sie fiel genau in meine Arme!

***

In einer Reflexbewegung fing ich sie auf. Damit hatte die Taft nicht gerechnet, denn sie erstarrte in meinem Griff, der beinahe ihren gesamten Körper umfaßte.

Sie stand starr. Sie wußte nicht, was los war. Ihr Haar kitzelte in meinem Gesicht, und ich hatte den Eindruck, als würde es nach dem Rauch der Hölle riechen.

Und noch etwas war hinzugekommen. Auf dem Weg nach oben hatte ich nicht nur die Beretta in der Hand gehalten, sondern auch das Kreuz von seinem Stammplatz entfernt, und das hielt ich mit der Linken fest.

Bevor sich die Frau versah, hatte ich es ihr über den Kopf gestreift und ihr den Schlag in den Rücken gegeben.

Sie taumelte nach vorn.

Erst jetzt fiel ihr auf, was mit ihr geschehen war, und sie fing an, fürchterlich zu schreien. Sie bewegte sich nach vorn, ihre Beine zuckten. Sie suchte irgendwo Halt, fand ihn an der Tischkante und fiel über das Möbelstück hinweg.

Sie landete auf der Platte.

Und auch auf dem Buch, zusammen mit dem Kreuz!

Da trafen plötzlich zwei Magien aufeinander, und diese Energien wuchsen hoch zu einer Flamme.

Wir hörten es noch zischen, dann sahen wir das fast düstere Feuer, das sich aus Flammen und Schatten zusammensetzte und das gesamte

Buch erfaßt hatte.

Es brannte lichterloh, und schwarzer, rußiger, träger Rauch stieg in dicken Wolken der Zimmerdecke entgegen, wo er sich ausbreitete wie der Hut eines großen Pilzes.

Ich stürzte auf die Frau zu, die zu Boden gefallen war, nicht mehr schrie, sondern jammerte, denn das Kreuz hatte auf ihrer Haut, genau im Dreieck des Ausschnitts eine schreckliche Brandwunde hinterlassen, die zwar rot schimmerte, an den Rändern aber einige schwarze Stellen hatte, ein Zeichen, daß die Haut schon faulte.

Ich nahm ihr das Kreuz weg, sie kam wieder auf die Füße und drehte sich. »Halt sie fest, Suko!«

Mein Freund warf sich noch auf sie zu, doch es war zu spät. Sie huschte an ihm vorbei, plötzlich eingehüllt in eine Rauchwolke, dann stieß sie sich ab und hechtete auf das zerstörte Fenster zu.

Die Lücke war groß genug.

Sie jagte hindurch. Ihr Körper brach in das Geäst des Baumes, wir hörten die Zweige und schwächeren Äste unter der Last zusammenkrachen, aber sie wurde nicht aufgehalten, sondern raste in die Tiefe.

Suko schaute als erster hinunter.

Als er sich wenig später umdrehte, schaute er mich nur nickend an. Das Zeichen war klar. Sie mußte tot sein.

Ich blickte ebenfalls hin und sah den Körper in einer verkrümmten Haltung dort liegen, umgeben von einem Nebel aus düsterem Rauch.

»Ich werde hingehen«, sagte Suko und verließ das Zimmer.

Endlich hatte ich Zeit, mich um Jane Collins zu kümmern. Noch immer staunend blickte sie mich an. »Sag mal, John, bist du vom Himmel gefallen - oder was ist?«

»Nein, nicht vom Himmel, aber fast vom Baum.«

»Wieso?«

»Du hast es nicht mitbekommen?«

»Nein, nichts.«

Ich deutete auf das Buch, von dem nur mehr verkohlte Reste zurückgeblieben waren. »Und was ist damit?«

Sie hob die Schultern. »Ich habe es vorhin zum erstenmal gesehen. Die Deborah Taft hatte mich völlig«, sie räusperte sich und suchte nach dem richtigen Ausdruck, »ja, beinahe hypnotisiert.«

»Tja, das scheint mir auch so.«

»Und was ist jetzt?« fragte Jane.

Ich zwinkerte ihr zu. »Du wirst wohl einiges zu erzählen haben, nehme ich an.«

»Darauf kannst du dich verlassen, John Sinclair…«

ENDE